

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

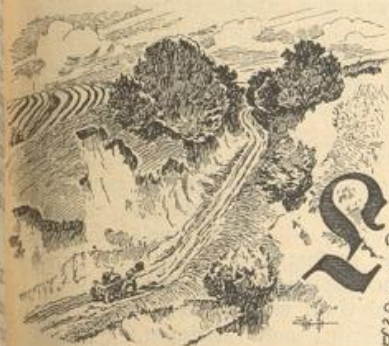
[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Zwei Söhne.

Volkserzählung von A. Rode.

Motto: Was aus des Volkes Mitte mir zu Herzen drang,  
Ich schrieb es nieder!  
Ich gebe, was in tiefster Seele widerklang,  
Dem Volke wieder!



achend lag  
der sonnen-  
durchtränkte  
Junitag über  
den Gefilden

des heftigen Verratales. Schwalben schossen mit frühlichem Gezwitz durch die Luft, und um die weißblühenden Valdurblumen und die rosenrote Spar-  
ette am Wegesrand summten die Honig sammelnden Bienen. Deckenrosen hingen in duftender Fülle an den Sträuchern, die sich vom Saume des Hohlwegs herniederbogen. „Fang uns, fang uns!“ schienen sie dem kleinen braunlockigen Emil zuzunicken, der drauten von seinem Bruder im Holzwägelchen vorbeigefahren wurde. Das Bürschchen streckte verlangend die dicken Armchen und rief: „Christel! Christel! Emil Blumen han!“ Christel stand sofort gehorsam still. Eilig kletterte er an der steilen Wand des Hohlwegs in die Höhe, raufte eine Hand voll Rosen ab und warf sie dem kleinen Bruder in den Schoß. Ein flüchtiges Lächeln erhellte seine Züge, als das Kind vor Freude laut aufjauchzte. Dann spuckte er in die Hände wie ein Alter, bückte sich, ergriff die Holzdeichsel des kleinen Wagens und trottete weiter.

Der Christel war erst acht Jahre alt. Sein kleiner schwächlicher Körper ließ ihn auch nicht älter erscheinen, aber sein altkluges Gesicht mit dem ernststen, sorgenvollen Ausdruck in den wasserblauen, hellbewimperten Augen hätte das eines Vierzehnjährigen sein können. Die Sonne hatte sein blondes Haar flachsweiß gebleicht und ihm das Gesicht mit garstigen Sommersprossen besät. Der arme Christel war ein häßliches Kind, und wenn man den kleinen Emil neben ihm sah, konnte man kaum glauben, das der sein Bruder war. Der frohste von Gesundheit und Leben, und unter dem braunlockigen Haar lachten die Augen wie zwei Sonnen hervor. „Hüh, hüh!“ rief der kleine Emil, als es bergan ging und der Bruder den Schritt unwillkürlich verlangsamte. Christel zog stärker an. Sein Atem ging keuchend, und auf seiner Stirne perlte der Schweiß. Er hätte sich so gern ein wenig ausgeruht. Aber das ging nicht. Der Vater mußte doch pünktlich sein Beispelbrot

haben, und es war noch weit bis zur Bärwiese, wo sie heute Heu machten. Endlich waren sie dort angelangt.

Der Vater hatte bereits die Sense zur Seite gelegt und kam ihnen entgegen. „Hopp, Buble!“ sagte er, nahm den Kleinen aus dem Wagen und schwenkte ihn hoch in der Luft. Emil jauchzte und griff dem Vater in das dunkle Kraushaar. Der setzte ihn sich lachend auf die Schulter und trabte und sprang mit ihm, während der Kleine unaufhörlich rief: „Hotto, mein Pferdchen, hotto hüh!“ Endlich ließ er sich ganz atemlos mit seiner zappelnden Last am Begrain nieder, wo Christel inzwischen den mitgebrachten Korb ausgepackt hatte. Eine grüne Glasflasche mit Milchkafee, ein Tassenkopf und ein mächtiges Schmalzbrot waren der Inhalt. Der Vater langte wacker zu. Zwischendurch scherzte er mit dem Kleinen, schob ihm Brotkrumen ins Mäulchen und ließ ihn an der großen Tasse nippen. Christel saß, die Hände um die Knie geschlungen, dabei und sah dem Treiben zu. Die Mäher und Arbeiterinnen, die auch vespernd in der Nähe saßen, hatten ihren Spaß an dem hübschen, drolligen kleinen Emil. Christel bemerkte es und ein stolzes Leuchten flog über sein müdes Gesicht. Zufällig fiel des Vaters Blick auf ihn. „Ach, Christel,“ sagte er wie in plötzlichem Erinnern, „da geh her, Christel, — magst 'mal trinken?“ — Und er hielt ihm die gefüllte Tasse hin. Christel trank in langen, gierigen Zügen. Er war sehr durstig von dem heißen Weg. Mit einem leisen „Schön Dank“ gab er dem Vater die leere Tasse zurück und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, dann raffte er das rote Schnupftuch, das um die Flasche gewickelt gewesen, von dem Boden und machte sich daran, das Geschirr sorgsam in den Korb zu packen. Emil zeigte noch keine Lust zur Heimkehr. Mit Zuchzen und Kreischchen trubelte er im duftigen Heu umher und haschte nach den kleinen, bläulichen Schmetterlingen, die wie losgelöste Himmelsstücker die sonnige Luft durchflatterten. „So laß ihn doch noch bleiben,“ sagte der Vater, als Christel den Kleinen widerstrebenden Kerl ergriff und in den Wagen hob. „Ich muß heim,“ entgegnete der Junge ernsthaft. „Muß der Mutter noch Ziegenfutter langen und Holz klein machen.“ Und mit sorgenvoll emporgezogener Stirne spannte er sich vor das Wägelchen und trabte heim, mitten hindurch durch die Schönheit des sinkenden Sommertages, ohne ihrer zu achten. —

Hatte er es nicht gewußt? Dort stand schon die Mutter vor der Türe und wartete auf ihn mit der Sichel und der Kiepe. Sie hatte die Hand über die Augen gelegt, um sie vor dem Glanz der untergehenden Sonne zu schützen, und sah ihren Kindern entgegen. Die knochige Gestalt durch einen festen Schurz rings um die Hüften gegürtet, ein dunkles Kattuntuch über die mit Wasser am Schädel festgekämmten, fahlgelben Haare geknotet, anmutbar, ein Bild der nüchternsten Werttätigkeit, stand Frau Stöber vor der niedrigen Türe ihres Hauses. Man

sah es ihr nicht mehr an, daß sie einst ein schmuckes, frisches Mädchen gewesen, als sie den Emil Stöber, den schönsten Burschen des Dorfes, freite. Um seiner Schönheit willen hatte sie sich in ihn vernarrt. Ach, wie bitter hatte sie es später bereut. Er war einer von den Männern, wie die Mädchen sie lieben, schön, gutmütig, leichtsinnig. Aber für die Ehefrau reichte das nicht aus. Von ernster Pflichterfüllung, vom Sparen und Hausen mochte der heißblütige junge Emil Stöber nichts wissen. Und wenn er auch im Grunde seinem Weibe treu war, er konnte es nicht lassen, hie und da ein wenig schön zu tun, hie und da in ein Paar blinkender Augen zu schauen, hie und da ein Paar frischer Lippen zu küssen. Das war seiner Nase größtes Herzeleid. Sie schalt nicht und klagte nicht, sie war zu klug, ihm sein Hauswesen zu verleiden, und sorgte in treuer Liebe für alles, was ihm not tat. Aber sie war vor der Zeit verwelt über all den heimlichen Tränen und Sorgen. Konnten diese glanzlosen Augen, dieser herb und fest geschlossene Mund noch lächeln und kosen? Ja, sie konnten es! — Wie ein Sonnenleuchten ging es über ihr Gesicht, als jetzt der Christel mit dem Holzwägelchen vor ihrer Türe hielt. „Mein Bübtle!“ — Sie riß den Kleinen aus dem Wagen und herzte und küßte ihn. „Mein liebs, liebs Bübtle!“ — Indem sie mit dem Emil auf dem Arm ins Haus trat, deutete sie mit der freien Hand nach der Kiepe und nickte dem Christel zu: „Da, Christel, geh, — mach fort!“

Christel nahm die Kiepe auf und ging schweigend seines Weges. Nach einigen Schritten blieb er stehen und sah sich um, suchend, verlangend. Die Mutter war im Hause verschwunden. Gesenkten Kopfes ging er weiter. Er war es gewöhnt, daß das kleine Brüderchen mit Zärtlichkeiten überhäuft wurde, während man ihn kaum beachtete. Kein Gefühl von Neid kam je in sein gutes, kleines Herz, nur ein ihm selbst nicht voll bewußtes Gefühl tiefer Sehnsucht. Es hob ihm oft die kleine, schmale Brust zu einem tiefen, tiefen Seufzer. Es war ja recht so, — es war ja bei allen Leuten so, — die Großen müssen arbeiten, die Kleinen werden verhätschelt. Aber als er klein war, hatten die Eltern da auch mit ihm gespielt, auch ihn gehehrt und geküßt? Er strengte all sein Erinnerungsvermögen an, — er konnte sich nicht darauf besinnen. Die Mutter saß oft und weinte, das wußte er noch, — und der Vater war über Land auf den Kirchmessen und Erntetränzen und spielte zum Tanz auf. — Aber das war jetzt nicht mehr. Seit Emil da war, war es anders geworden. Der Vater ging auf dem Rittergute auf den Tagelohn, und höchstens des Sonntags langte er einmal die Trompete herunter und ging zum Spielen in den Krug. Und die Mutter weinte auch nicht mehr so oft, sie hatte ja den Kleinen, der immer gesund war und immer lachte und jauchzte. Christel hatte der Mutter so viel Not gemacht, ehe er laufen lernte auf seinen armen, krummen, schwachen Kleinen Beinen. Wie oft hatte er das von den

Nachbarinnen gehört, wenn sie kamen und mit der Mutter schwätzten und den stämmigen Jüngsten bewunderten!

Christel hatte während dieser Gedanken seine Kiepe ganz voll Grünfutter gepackt. Rote Ruckdackeln, goldgelber Hahnenfuß und blauer Wiesenstorchschnabel lachten lustig aus dem abgefehlten Gras und Klee. Aber er bemerkte die lieblichen Blumen nicht, als er das Seil fest über die Last spannte und die Sichel obenauf steckte. Upp! — die Kiepe war so schwer! Sie zog den armen Kleinen Keel immer wieder hernieder, wenn er sie aufstaden wollte. Mühsam schleppte er sie vor sich her bis zum Grabenrand, setzte sich in den Graben und versuchte es noch einmal. So, — nun ging's. Schwer war die Last, aber er kam doch vorwärts, — langsam, langsam, dem Dorfe und dem elterlichen Hause zu.

Christel und Emil wuchsen heran. Emil kam zur Schule und Christel ward eingeseget. Er war stets ein braver und pflichttreuer Schüler gewesen, der Kantor und der Herr Pfarrer lobten ihn sehr. Was sollte nun aus ihm werden? Er war noch so schwächling und klein. Sollte man ihn in eine Lehre geben? Und in was für eine? — Er hatte keine besondere Neigung für irgend ein Handwerk. Ja, wenn er Musiker hätte werden können! Er liebte die Musik über alles. Aber das war doch kein rechtsschaffenes Handwerk zum Broterwerb! — Und so ward er nach einigem Ueberlegen bis auf weiteres nach dem Rittergute in Arbeit geschickt, wo es der Vater allmählich bis zum Ackervogte gebracht hatte. Christel ward erst als Dohenjunge eingestellt, und da er sich bald körperlich herausmachte und mit dem Vieh gut und verständig umging, ward er zum Pferdewech befördert. Still und fleißig ging er seiner Arbeit nach, pflegte sein Gespann musterhaft und erlang das größte Wohlwollen des Gutsherrn. Aber dabein galt er noch immer nichts gegen den Emil, trotzdem der als Schüler längst nicht so fleißig und pflichttreu war, wie Christel es gewesen. Christel saß meist noch nach Feierabend mit dem Jungen zusammen, half ihm bei seinen Aufgaben und überhörte ihm die Bibelsprüche. Wenn dann alles im Hause getan war, alles wahrhaft feierte, holte er seine geliebte Harmonika. Er hatte sie sich von seinen ersten Ersparnissen gekauft. Süße, schwermütig verträumte Weisen waren es, die der Christel auf seiner Harmonika spielte. Alle die eintönigen, schwermütigen Volksweisen seiner Heimat, aber sie erklangen anders unter seinen Fingern, als wenn sie die Mädchen und Burschen mit ihren schrillen, ungeschulten Stimmen sangen.

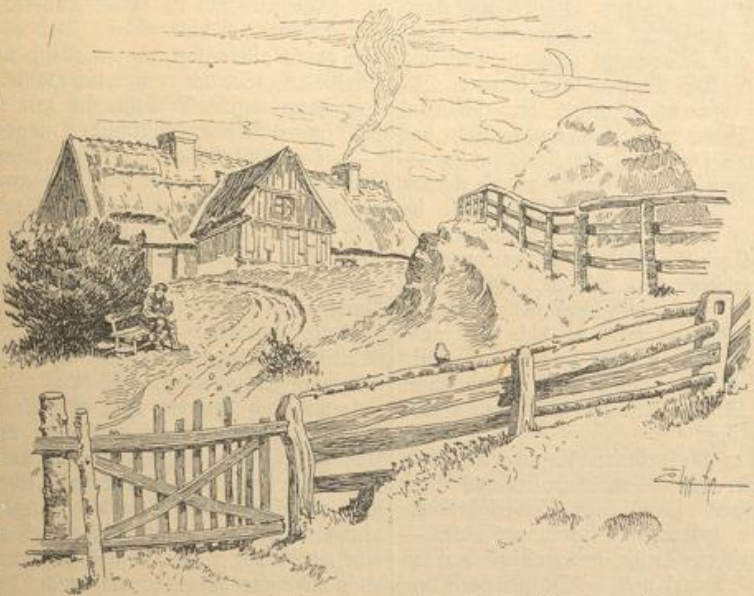
Der Emil hatte auch große Lust zur Musik. Christel lehrte ihn das Harmonikaspielen, und der Vater unterwies ihn auf der Trompete. Aber der Emil mochte die traurigen Weisen nicht leiden. Walzer und Hopsier und Märsche mußten es sein. Da war Takt und Murr drin, wenn der Junge spielte. Der Vater strahlte übers ganze Gesicht, wenn er ihm zuhörte. Ja, in dem Jungen steckte ein tüchtiger

Musikus! Der durfte auch einmal nichts anderes werden, das stand bei dem Vater fest. Sobald er eingesehnet war, kam er in die Lehre zum Kapellmeister im nahen Städtchen.

Unterdessen war für den Christel die Zeit gekommen, daß er sich stellen mußte zum Militär. Sein Herz klopfte hoch, als er mit den drei andern Burschen zum Dorfe hinauswanderte, dem nahen Städtchen zu, in dem die Aushebung stattfand. Würden sie ihn nehmen? Er war kleiner als seine Genossen, kleiner und schmaler. Aber er tat ja doch seine Arbeit von früh bis spät, er ritt seine Pferde zur Schwemme und lud sein Fuder regelrecht und wie sich's gehörte. „Die Kleinen kommen bei die Infanterie,“ sagte der baumlange Henner, der neben ihm herging. „Paß acht, Christel, du kommst bei die Infanterie!“ Christel stieg das Blut

seinen Stock zierte kein Band. „Zurückgestellt!!“ — Er empfand es wie eine herbe Schmach, wie eine bittere Kränkung! „Zu schmal und zu schwach auf der Brust!“ Konnte er denn dafür? Traf ihn ein Vorwurf? Konnte ihn irgend jemand deshalb verachten? — O nein, nein, nein! Und doch! — Was war es denn, was ihm die Kehle zuschnürte und das Wasser in die Augen trieb? Hatte er sich fortgesehnt von seinem kleinen Dorfe, aus seinem engen Heimattal? Unbewußt vielleicht, — ja. Aber das war es nicht, das nicht! Ein Mann sein, ein ganzer Mann, solch ein kraftvoller, schöner wie der Vater, den die Männer fürchten und dem die Frauenherzen zufliegen. Das war's, das! — Immer im Winkel bleiben, immer der Schwache, Mißachtete bleiben um der äußeren Gestalt willen. Zum erstenmal im Leben quoll eine große Bitterkeit in Christels

Herzen empor. Als sie sich dem Dorfe näherten, schallte ihnen Gesang entgegen. Es waren die Burschen und Mädchen des Dorfes, die Arm in Arm in zwei Reihen hintereinander zu ihrer Begrüßung auf der Straße da-hergezogen kamen. Mit lautem Jauchzen schwenkten die drei ihre geschmückten Hüte und fuhren wie ein Wirbelwind zwischen die Mädchen, die kreischend und lachend ausein-



Wenn dann alles im Hause getan war, holte er seine geliebte Harmonika.

Gesicht. „Vetter Andrees,“ begann er schüchtern, „Vetter Andrees ist auch nicht größer wie ich und hat bei den Husaren gedient, — bei den Postelheimern, weißt du.“ „Schau an! Das sollte dir wohl passen, — bei den Postelheimern, weißt du.“ „Nein, ja, aber

Kein, ja, aber ein strammer Kerl, nicht so einer, —“ er suchte eine Weile vergeblich nach einem Ausdruck und blies dann mit aufgepusteten Backen vor sich in die Luft, als ob er sagen wollte: „So einer zum Unpusten.“

Christel schwieg. Es war nicht seine Art, sich viel zu verantworten. Sonst wäre er wohl im Dorfe nicht überall so über die Achsel angesehen worden, wie es der Fall war. „Ein Duckmäuser, ein ganzer Heimlicher ist das,“ hieß es von ihm. „Der Emil, ja, das gibt einmal einen richtigen, forschigen Burschen, der kommt nach sein Vater. Aber der Christel artet sich auf die Mutter, mit dem ist nichts anzufangen.“

Die Stellung war vorüber. Ganze Trupps von angeheiterten Rekruten durchschweiften die Straßen der kleinen Stadt. Christel ging schweigend zwischen seinen fröhlich singenden Genossen den Weg zum Dorfe zurück. Seinen Hut schmückte kein Strauß,

anderstoben. Der Henner hatte die Kathrin aber doch erwischt und drückte ihr einen schmerzenden Kuß auf. Christel benutzte das allgemeine Geschrei und Gelächter, um sich unbemerkt vorbeizustehlen. Dicht an den Hecken und Häusern entlang schlich er mit gesenktem Kopf, als ob er sich schäme.

Die Mutter stand schon in der Haustür und erwartete ihn. „Nun, Christel??“ Ihr ganzes Gesicht war eine einzige, bange Frage. „Zu schmal auf der Brust.“ „Gott sei Dank.“ — Das war alles, was sie sagte. Christel blickte ihr dicht in die Augen. Ach, keine Spur von Weichheit, von Zärtlichkeit darin! Er wußte es ja, dieses „Gott sei Dank“ galt nicht seiner Person, bloß seiner Arbeitskraft, seiner Hilfe! Was hätte die gebrechliche Frau auch ohne ihn anfangen sollen? Sie war in den Hausflur zurück-

getreten und machte sich am Herde unter dem weiten Rauchfang zu schaffen. „Geh in die Stube, Christel,“ sagte sie. „Ich richte dir schnell ein warmes Nachtessen.“ — „Laßt sein, Mutter,“ wehrte er. „Ich hab' schon 'gessen, bin nit hung'rig.“

In der Stube saß der Vater auf der Bank am Ofen und las, die Arme auf den Tisch gestemmt, das Kreisblatt, das er sich allabendlich vom Verwalter auf dem Gute holte. Er schob die Brille auf die Stirne und blickte dem Eintretenden gespannt entgegen. „Ich bin zurückgestellt, Vater,“ begann der Christel, ehe noch der Vater fragen konnte. Und mit einem traurigen Achselzucken fügte er hinzu: „Zu schmal auf der Brust.“ „Was, Christel? — Sieh, sieh, Christel!“

Der Vater war hinter dem Tische hervorgetommen und stand ihm gegenüber, mitten in der Stube. „Zu schmal auf der Brust!“ Breitbeinig stand er vor dem Sohn und reckte und dehnte seine mächtigen Schultern, als ob er sagen wollte: „Von mir hast du's nicht.“ Die Mutter kam herein: „Ist gut, Vater, daß wir den Christel hier behalten, gelt?“ — Der Vater strich sich nachdenklich das Kinn. Gut war's schon, — für sie schon, ja, — aber der arme Junge! — Er dachte an die eigenen Soldatenjahre. „Das war die schönste Zeit im Leben“ — wie oft hatte er das seinen Jungen erzählt. Und der Christel sollte nun darum kommen! Er klopfte ihm tröstend den Rücken. „Gräm dich nur nit, Jung, du kannst dich schon noch auslegen. Bis zur zweiten Stellung wirst du dich schon ausgelegt haben! Und dann nehmen sie dich doch noch!“ Darnach vertiefte er sich wieder in seine unterbrochene Lektüre und die Mutter holte ihr Spinnrad hervor und setzte sich zu ihm.

Christel ging in die nebenan liegende Kammer, wo sein Bett stand. Der Mondschein fiel voll durch das geöffnete Fenster. Von seinem Silberlicht überflossen standen die spärlichen Einrichtungstücke, — die rotbraun gestrichene Truhe, das Holzschischchen mit dem dreibeinigen Schemel und die Bettstelle mit dem gewürfelten, dicken Federbett. Auf dem Rück über der Truhe glänzte und blinkte etwas, gleißend im silbernen Mondlicht, die Beschlüge seiner Harmonika. Ihm war es, als winkte ihm diese einzige treue Freundin, der er sich anvertrauen konnte. Behutsam nahm er sie vom Bord und stieg sachte mit ihr durch das niedrige Fenster in den Garten hinab. Der Märzabend war ungewöhnlich lind. Alles, was am Tage noch farblos und unschön ausah, die kahlen Bäume und Sträucher, das Gartenland mit den verrotteten Stauden vom vorigen Jahre, die kleine Laube mit den nackten, zerzausten Weinranken, alles das erschien im weißen Lichte des Mondes abgerundet, veredelt, verklärt. Christel empfand es, ohne sich Rechenschaft von der Wahrnehmung abzulegen, und die weiche, besänftigende Stille ringsumher teilte sich ihm mit. Es ward stiller in seinem Herzen. Er lehnte sich an den großen Birnbaum beim Zaun und begann zu spielen, — leise, leise anfänglich und

dann anschwellend, sich selbst vergeßend, während er seiner Seele Leid in die Töne ausschüttete. Plötzlich hielt er inne. Eine Frauengestalt kam mit eiligen Schritten die Dorfstraße herab. Die Helle der Mondnacht ließ Christel ihr frisches, volles Gesicht deutlich erkennen. Es war Anlli, des Nachbarn blonde Tochter, die mit dem Emil zusammen eingeseget worden vor einigen Jahren. Daß sie es gerade sein mußte! — Christel trat in den Schatten des Baumstammes. Nur jetzt nicht von ihr gesehen werden, von ihr geneckt werden womöglich? Aber sie mußte ihn wohl schon gehört haben. Sie trat dicht an den Zaun heran und spähte in den Garten. „Christel?“ kam es fragend von ihren Lippen. Und, noch einmal: „Christel?“ — da hatte sie ihn schon entdeckt. „Aber Christel,“ sagte sie, „versteckst du dich vor mir? Wir sind alle im Wirtshaus, Durichen wie Mädchen, und ich wollte mir ein Tuch langen, und da hört' ich dich spielen. Und es tut mir weh, daß du so allein bist, — so allein und so traurig, Christel!“ Sie hielt ihm die Hand entgegen über den Zaun weg. Er sagte sie mit festem, leidenschaftlichem Drucke. „Mußt dich nit grämen, Christel, — deshalb nit,“ sagte sie leise. „Dahem ist's am schönsten, und schau, ich freu' mich auch, daß du hier bleibst!“ — „Du?“ — „Beinahe wie einen Schreistief er es heraus. „Du freust dich, Anlli?“ — Sie nickte mit verschämtem Lächeln. Und dann machte sie ihre Hand frei aus der seinen. „Gute Nacht, Christel, gute Nacht!“ Wie ein Wiesel schlüpfte sie davon. —

Mit dem Christel war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Es war, als ob er, der nie so recht jung gewesen, sich plötzlich seiner Jugend bewußt würde und nun auch jung sein wollte und froh genießen, was seiner Jugend zukam. Er, der sich bisher nie beim Tanze hatte sehen lassen, war jetzt ein eifriger Besucher des Tanzbodens. Bald genug ward es bekannt, daß er es auf des Stellmachers blonde Anlli abgesehen hatte. Es währte auch nicht gar lange, so waren die beiden einig, — so „gingen die beiden miteinander,“ wie es im Dorfe heißt, wenn zwei verliebte, junge Leute ihre Neigung füreinander durch stetes Zusammenhalten bei den Vergnügungen öffentlich kund tun. Das verpflichtete noch zu nichts Bindendem und ein solches „Miteinandergehen“ konnte oft jahrelang währen, ohne daß eine Heirat des Pärchens den Abschluß der Liebeszeit bildete. Dem Christel freilich war es bitter ernst und heilig um seine Liebe. Aber Anlli wollte von Heiraten noch lange nichts hören. Sie war ja noch so jung, so jung! Und der Christel mußte auch erst ordentlich etwas zurücklegen, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er gab bei seinen Eltern ein bescheidenes Kostgeld, seinen übrigen Lohn durfte er behalten und trug ihn zum größten Teil auf die Spartasse. Wie er sich jedesmal freute, wenn er wieder ein paar blanke Goldstücke einzahlte! Er malte sich in Gedanken aus, was er alles später davon beschaffen

wollte an Hausvrat für sein eigenes Heim, wie er alles anrücken und schmuck machen wollte für sie, die seines Lebens Sonne war.

Der Emil war unterdessen zum Militär gekommen, zur Feldartillerie. Er ward, da er tatsächlich ein tüchtiger Musiker war, bald dem Trompeterkorps des Regiments zugeteilt, in dem er diente. Zum Weihnachtstfest sollte er zum erstenmal auf Urlaub kommen. Das ganze Haus war in Aufregung. Es wurde geschlachtet und gebacken und alles zu einem festlichen Empfange vorbereitet, als wenn ein hoher Ehrengast einzöge. Und wirklich — wie ein Ehrengast zog er auch ein, der Emil, in der schmunken Uniform mit dem schwarzen Kragen und den gelben Schwalbennestern, die so vorzüglich zu seinem frischen Gesicht und dem braunen Kraushaar paßte. Sie sahen alle um ihn her und tauschten seinen Erzählungen, der Vater, die Mutter und der Christel. Voller Bewunderung, ohne eine Spur von Neid sah Christel zu dem schönen, starken Bruder auf. Der Mutter Gesicht strahlte, während sie dem Liebling ihres Herzens immer neue Lederbissen aufsticht, und der Vater ließ sich andachtsvoll von dem selbstbewußten, jungen Krieger vorrenommieren. Nur für die Feiertage hatte er Urlaub bekommen. Am zweiten Feiertage ging er mit Christel zum Tanz ins Wirtshaus, und die Mädchen waren alle ganz närrisch nach dem flotten Tänzer im bunten Rock. Auch die blonde Annli. Auffallend oft schwenkte er sie herum und dann hob sich ihr frisches, rotwangiges Gesicht dem seinen ganz nahe entgegen, und die blauen und die braunen Augen blitzten übermütig ineinander. Christel sah es und es gab ihm einen Stich ins Herz. Alles wollte er dem Bruder gönnen, alles, aber die Annli, nein, die war sein, die wollte er auch behalten, ganz allein. Als er ihr nach dem Tanze über ihr Verhalten gegen Emil Vorwürfe machte, stampfte sie unmutig mit dem Fuße und nannte ihn einen Duckmäuser und Aufpaffer. Was er denn wollte? Noch sei sie frei und könne tun und lassen, was ihr beliebe. Und was denn überhaupt dabei sei, wenn sie einmal mit ihrem einstigen Mitkonfirmanden lache und tanze?

Christel schwieg und Annli schmolte. Aber nachdem der Emil abgereist war, söhnten sie sich bald wieder aus und in Christels gutem Gemüte blieb keine Spur von Zorn auf den Bruder zurück. Mit den Eltern vereint freute er sich über jeden Brief, der von ihm kam, und trabte oft genug noch des Abends nach Feierabend zur Stadt, um ein Packet mit Wurst und Kuchen, das die Mutter für ihren Liebling gepackt hatte, zur Post zu bringen. Eines Tages traf ein Brief vom Emil ein, der die ganze Familie in große Aufregung versetzte. Er lautete: „Liebe Eltern! — Teile Euch mit, daß ich versetzt bin aus G . . . weg nach J . . . in der Nähe von Berlin gelegen. Teile Euch mit, daß ich in das Lehregiment gekommen bin. Wo sie nur die guten, tüchtigen Soldaten hinnehmen, weil daß die andern von sie lernen tun. Liebe Eltern, es ist in

J . . . ein großer Schießplatz, wo alle Herren Offiziers lernen tun. Ich bin Trompeter und an die Uniformen haben wir Gardeligen, was sehr schön ist. Liebe Eltern, wenn Ihr mir etwas Geld schicken wolltet, denn so eine Verletzung kostet viel, das wird der Vater wissen von seine Soldatenjahre her. Liebe Eltern, Gruß an Christel und Gruß an Vetter Andrees und Annli und alle anderen. Euer lieber Sohn Emil.“

Der Vater hatte den Brief zum zweitenmal vor-gelesen. Nun steckte er ihn sorgfältig wieder in den Umschlag und nahm die Brille ab. Sein ganzes



Ich bin Trompeter und an die Uniformen haben wir Gardeligen, was sehr schön ist.

Gesicht strahlte. Ja, der Emil, der brachte es zu was, der war ein tüchtiger Bursche! Die Gardeligen hatten sie! Dann mußte es freilich etwas ganz Besonderes sein um das Regiment! Ja, ja, sein Emil! — „Er schreibt was von Geld, Vater,“ unterbrach die Mutter seine Gedanken, „was meinst du, — wie viel wollen wir ihm schicken?“ — Der Vater ging an die Kommode, kramte darin herum und zog einen Lederbeutel hervor, dessen Inhalt er langsam auf den Tisch hinaufzählte. Er schob zwei Taler beiseite. „Zwei Taler, — zwei harte Taler, — Mutter, was meinst du?“ Christel war indes in die Kammer gegangen und lehrte mit einem Kästchen zurück, in dem er seine Ersparnisse aufzubewahren pflegte. Leuchtenden Blickes zählte er vier Markstücke neben den Talern hin. „Laßt die mit-reisen,“ sagte er, „dann ist der Goldfuchs fertig.“ Einen raschen, freundlichen Blick warf die Mutter auf ihren Aeltesten, und der Vater sagte: „Wohl gern, Christel, gern, wenn du's übrig hast!“ Dann lief der Christel gleich in der Freude seines Herzens zum Wirtshaus und kaufte eine Postanweisung, die der Vater mit vielem Umstand ausfüllte, damit sie der Postbote am nächsten Morgen mitnehmen könnte.

Emil war bald heimisch geworden in der neuen Garnison. Da er ein guter Musiker war und sich dienstlich nichts zu schulden kommen ließ, war er bei seinen Vorgesetzten gut angeschrieben. Unter den

Kameraden war er weniger beliebt, denn er hatte ein eingebildetes und hochfahrendes Wesen. Aber ihm lag nicht allzuviel an ihrer Gunst. Die Gunst der Mädchen, das wußte er, war ihm sicher, und an der lag ihm viel mehr. Es dauerte nicht lange, so hatte er auch hier sein erklärtes Schätzchen gefunden. Marie Höhne hieß sie und war auch ein allerliebste Ding von achtzehn Jahren. Sie diente als Hausmädchen in der Familie eines Majors und stammte aus einer Vorstadt Berlins. Gleich das erste Mal, als sie sich im Gartenlokal vor den Toren der kleinen, altertümlichen Stadt trafen, hatte sie es ihm angetan. Im rosa Batistkleid mit weißem Hut und Handschuhen saß sie neben einer Freundin an einem der grügeltrichenen Gartentische und schaute lustig um sich mit den blißblanken, schwarzen Augen. „Donnerweiter, ist die hübsch!“ dachte Emil, als diese Augen sein Gesicht streiften, und: „Welch schöner Mensch!“ flüsterte Marie der Freundin zu. Und dabei blickte sie ihn weiter kecklich an mit den schwarzen Augen. Emil trat näher und fragte, ob er sich zu den Damen setzen dürste, was unter Klichern und Erröten gestattet wurde. Und später litt sie es, daß er ihren Kaffee und ihr Bier bezahlte und sie nach Haus begleitete. Seitdem trafen sie sich des Abends, so oft sie nur irgend konnten. Im kleidsamen Hütchen und Jackett ging sie neben ihm her und sah so fein und zierlich aus, daß er sich oft ganz tölpelhaft neben ihr vorkam. Auch ihre Sprechweise verwirrte ihn anfangs oft. Sie plapperte und schnatterte so kecklich und witzig und blieb nie eine Antwort schuldig. Oft genug brach sie in lautes Lachen aus über den Dialekt seiner Heimat, den er trotz allen Bemühens noch nicht hatte abstreifen können. Er hatte ihr erzählt, daß er vom Dorfe stamme und ein Bauernsohn sei. Das stimmte nun freilich nicht ganz, aber schließlich — es klang so hübsch und sie hatten ja doch ihr Stück Land und ihr eigenes Häuschen. Warum sollte er sich nicht so nennen?

Der Marie gefiel es ausnehmend. Ein Bauernsohn! — Das hatte immer solchen gediegenen Hintergrund von Wurst und Schinken und guter Zulage. — Sie stammte aus ganz ärmlichen Verhältnissen. Ihre Mutter war tot und der Vater schlug sich als Flickschuster mühsam durch mit zwei jüngeren Kindern. Marie mußte einen Teil ihres Lohnes nach Hause schicken und behielt kaum genug, um ihren Anzug zu bestreiten. Wenn ihr nicht die gnädige Frau immer einmal etwas Abgelegtes geschenkt hätte, hätte sie ohne Hut und Handschuhe auf der Straße gehen müssen wie ein ganz gewöhnliches Dienstmädchen. Ach — und sie pußte sich so für ihr Leben gern. Der Emil mußte ihr dies und jenes kaufen. Bald war es eine helle Bluse, bald eine bunte Schleife, bald ein moderner Haarschmuck, der sie reizte. Dann konnte sie betteln und schmeicheln wie ein Kätschen, und der Emil gab jedesmal nach und kaufte ihr den begehrten Tand, obschon es ihm sauer genug ankam. Aber wenn sie ihm dann

beim nächsten Vergnügen mit dem neuen Schmuck entgegnetrat und die roten Lippen, die schwarzen Augen ihm entgegenlachten: „Bin ich nicht hübsch?“ — dann bereute er die leichtsinnige Ausgabe keinen Augenblick länger. Er war rasend verliebt in das schmutze, kecke junge Ding. Wenn sie zusammen zum Tanze gingen, sah er es höchst ungern, daß sie mit einem anderen Tänzer eine Extratour tanzte.

Eines Abends, als er vom Tanze ruhend, neben ihr stand, trat ein Unteroffizier heran, und den Arm schon um Mariens Taille legend, nickte er leicht nach Emil hinüber: „Sie erlauben?“ „Nein, ich erlaube nicht,“ hätte er am liebsten gerufen, aber er mußte stramm stehen und stillschweigen, während der Unteroffizier mit seinem Mädchen im Arm davonwagte. Mit wütenden Blicken verfolgte er die Tanzenden. Der Kerl sprach sogar zu Marie, und nun antwortete sie, ganz freundlich und ausfühlich, wie es schien, denn sie lächelte ihren Tänzer zutraulich an dabei. Solch ein häßlicher Kerl! Wie konnte sie dem zulächeln! Klein war er und so blaß und mierig, sein blondes Schnurrbärtchen war kaum zu sehen. Emil richtete sich stramm auf und strich stolz über seinen schon stattlich entwickelten dunklen Schnurrbart. Da kam die Marie zurück. Einen Augenblick sahen sich Emil und der Unteroffizier gegenseitig ins Gesicht, nicht eben freundlich. — „Eingebildeter Lasse,“ murmelte der Unteroffizier, als er von dannen ging. Und dann kam er an dem Abend noch ein zweites Mal und forderte Marie zum Tanze auf, aber er brachte sie dieses Mal nicht an ihren Platz zurück, sondern machte in der Nähe des Büffets mit ihr Halt und fragte, ob er nicht eine Erfrischung für sie holen dürfe. Marie sah sich suchend nach Emil um. Da fühlte sie sich schon von hinten am Handgelenk gepackt, so hart und fest, daß sie beinahe laut aufgeschrien hätte vor Schmerz. Sie wandte sich und sah in Emils bleiches, wutverzerrtes Gesicht. „Untersteh dich noch ein einziges Mal, mit dem Kerl zu tanzen,“ knirschte er, „dann sollst du 'mal sehen! Dann sollst du aber 'mal sehen!“ Sie riß und zerrte an ihrer gefangenen Hand, aber er hielt sie fest und zog Marie mit sich bis zum Ausgang über den dunklen Korridor weg hinaus ins Freie. Hier erst ließ er sie aufatmend los. Sie rief, mit Tränen kämpfend, an ihrem schmerzenden Handgelenk. „Aber Emil,“ begehrte sie auf, „was bildest du dir eigentlich ein? Du denkst wohl, du bist mein Herr und Gebieter, ja? Du denkst wohl, du hast mir was zu befehlen? Nein, mein Herr, so haben wir nicht gewettet.“ Und mit einem schnippischen Aufwerfen des Kopfes wollte sie an ihm vorbei in den Saal zurück. Aber er hielt sie auf. Sein Zorn war schon verraucht. Er sah jetzt nur, daß er sie tief getränkt hatte, und sann auf Mittel, sie wieder zu versöhnen. „Mariech,“ bat er, „tu mir doch die Liebe, tanz mit wieder mit ihm! Sieh, es verfehrt mir das Herz im Leib, wenn ich andere mit dir schön tun sehe.“ Er hatte wieder ihre Hand gefaßt, aber diesmal mit sanftem Druck,

und wie in stummer Abbitte drückte er seine Lippen auf die rote Stelle am Handgelenk über der kleinen, arbeitsiharten Hand. Marie litt es, aber noch stand sie unerschrocken, ob sie in den Saal zurückkehren sollte. Da ging die Türe des Tanzsaales auf. Ein widerlicher Dunst von Bier und Tabakqualm quoll ihnen entgegen, durch den das rote Licht der Petroleumlampen wie durch einen Nebelschleier hindurchleuchtete. Schrilte Töne von Trompeten und Geigen, gemischt mit dem Lachen und Lachen des Publikums, drangen in die kühle, stille Nacht hinaus.

Ein sternenheller Septemberrhimmel wölbte sich über ihnen. Von den Beeten im Garten her stutete der Duft der Verbänen und Heideblumen. Emil atmete tief. „Geh nit in den Saal zurück,“ bat er, „hier außen ist's so schön.“ Sie schmolte noch ein wenig. Aber schließlich gab sie nach. „So warte einen Augenblick,“ sagte sie, „daß ich mir meine Sachen aus der Garderobe hole.“ — Und dann gingen sie Arm in Arm langsam der Stadt zu. Als sie um zehn Uhr vor dem Hause anlangten, in dem die Marie diente, gab es noch ein langes zärtliches Küssen und Abschiednehmen. „Bist mein einziger Schatz, — meiner ganz allein? Gelt?“ flüsternte Emil mit heißen Lippen. „Und ich schen' dir auch was, — recht, recht was Schönes, Mariech, hörst du?“ Wieder ein befeigender Kuß, ein zärtliches, leises Kichern. Klirrende Schritte kamen das Trottoir entlang. „Um Gott, — der Herr Major!“ Wie ein Wiejel stoh die Marie vor ihm her, die Treppen hinan.

Die kleine Scene war bald bei dem Pärchen in Vergessenheit geraten. Sie trafen sich nach wie vor zu Vergnügungen und abendlichen Spaziergängen. Aber mit Emil war eine Veränderung eingetreten. Er war nachdenklich und verstimmt. Marie merkte das gar nicht und plapperte in ihrer Berliner leichten Art lustig darauf los, während sie an einem kühlen Oktoberabend neben ihm auf der Straße herging. Emil hörte kaum zu. Seine Gedanken waren bei ganz anderen Dingen. Wenn ihm nicht bald Hilfe wurde, wuchsen ihm seine Schulden über den Kopf. Verschiedene Gläubiger hatten am ersten Oktober zum zweitenmal Rechnungen geschickt und drängten nun unablässig um Geld. Ja, Geld!!! Wo sollte er es bloß hernehmen? Als er Pfingsten das letzte Mal zu Haus war, hatte er den Christel angeborgt. Der hatte ihm auch zwanzig Mark gegeben, — aber was waren für ihn zwanzig Mark? — Und dann — das Gesicht, das der Christel gemacht hatte, als er ihm das Geld gab und all die weisen Ermahnungen, die er mit in den Kauf nehmen mußte! Nein, er hatte gar keine Lust, den wieder anzugehen! — Wenn sich nur die Gläubiger noch ein wenig verträumen ließen! — Er wollte sehen, daß er sich durch Stunden geben und Notenscheine schreiben noch etwas nebenbei verdiente, wenn er dann recht solide lebte, schaffte er es vielleicht doch noch selbst. „Ach, Emil, sieh den Hut,“ rief da die Marie mitten in all seine Sorgen und guten Vorsätze hinein. „Sieh den reizenden

Hut!“ Sie war vor dem hell erleuchteten Fenster einer Putzmacherei stehen geblieben und zeigte mit entzücktem Blick auf einen der dort ausgestellten modernen Hüte, — ein geschmackvolles Durcheinander von schwarzen Federn und rosafarbenem Sammet. „Der müßte mir stehen, Emil, — ach, der müßte mir stehen!“ Ganz verzückt schnalzte sie mit der Zunge. Und als keine Antwort kam: „Ach, Emil, liebster Schatz, den müßtest du mir kaufen!“ Emil fuhr jäh herum. „Den Hut da? Den teuren Hut?? — Ja, bist du verrückt geworden, Marie?“ — „Dieses weniger,“ entgegnete sie spitz. „Aber weil du mir neulich versprachtest, mir was Schönes, was recht Schönes zu schenken, dachte ich, du würdest froh sein, einen Wunsch von mir zu erfahren.“ — Er stand betroffen. „Nun ja, wenn ich es könnte, wohl schon, schon gern,“ stammelte er. „Aber es ist eben, — es ist, — — — ich habe kein Geld,“ stieß er schließlich kurz hervor. Die Wirkung dieser Worte war gewaltig. Mit einem Ruck ließ die Marie seinen Arm fahren. „Kein Geld??“ — fragte sie im Tone höchsten Staunens und riß die Augen weit auf. Und noch einmal gedehnt und ungläubig: „Kein Geld??“ — Und als er beharrlich schwieg, mit einem verächtlichen Kopfnicken: „Na, — dann gute Nacht, Herr Bauernhofsbesitzer in spe!“ — Damit ließ sie ihn stehen und ging eilig ihres Weges. Er sah ihr nach, aber er folgte ihr nicht. Er war zu tief getränkt. Also an einem neuen Hute lag ihr mehr als an ihm selbst, — an ihm, dem schönen, begehrten Emil?! Mochte sie laufen! Mochte sie denn laufen!

Aber schon am nächsten Abend war es ihm leid, daß er sie ohne ein gutes Wort hatte gehen lassen. Er stellte sich reueerfüllt vor der Wohnung ihrer Herrschaft auf zu der Stunde, da sie die Einkäufe für den kommenden Tag zu machen pflegte. Aber statt ihrer erschien die alte, häßliche Köchin. Mit sauerzükem Lächeln teilte sie ihm mit, daß die Marie sehr böse sei und nichts mehr von ihm wissen wolle. Vergeblich wartete er noch ein paarmal vor ihrer Türe und schrieb ihr die zärtlichsten Briefe, — sie ließ sich nicht sehen und ließ nichts von sich hören. So gab er es endlich auf. Ganz im innersten Herzen hoffte er, daß sie sich bei irgend einer Gelegenheit treffen würden und sich dann eine Ausöhnung herbeiführen lassen würde. Die Gelegenheit fand sich eher, als er gedacht. Kaum drei Wochen nach jenem Abend, da sie im Horn auseinandergegangen waren, veranstaltete das Trompeterkorps des Lehrregiments ein Konzert in einem der besuchtesten Lokale der Stadt. Zu seiner grenzenlosen Freude entdeckte Emil von der Bühne aus, auf der die Musikanten saßen, an einem der kleinen Tische im Saal die Marie mit ihrer Freundin. Sie hatte ja gewußt, daß sie ihn hier treffen mußte, — also war sie gekommen, um ihn zu sehen, — also war sie es, die den ersten Schritt zur Veröhnung tat! Sein Herz jubelte laut auf: „Mariech, ach mein goldbiges Mariech!“ — Wenn doch nur erst die Pause da wäre. Er



konnte kaum die Zeit erwarten, da er ihr in die Augen sehen, ihre kleine Hand in der seinen halten würde. Da, — jetzt hatte er einen falschen Ton gespielt. Er blies das Fagott, das gerade in dem Stücke, das sie spielten, die leitende Stimme hatte. Mit aller Energie konzentrierte er jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Noten. Aber es war gerade, als ob von jenem Tische dort inmitten des Saales eine Zaubergewalt ausginge, die ihn zwang, seine Blicke wieder dorthin zu richten. Da, — was war das?

— Neben der Marie saß jetzt noch jemand am Tische, der Unteroffizier, — der leidige Unteroffizier, mit dem sie damals getanzt hatte. Eine schrille Dissonanz!! — „Stöber, — sind Sie des Teufels?“ — Während zischte es ihm der Stabstrompeter zu. Emil raffte alle seine Sinne zusammen und hielt aus, bis die große Pause herangekommen war.

Aber Marie war von ihrem Tische verschwunden, auch der Unteroffizier war nicht mehr im Saal. Emil ging nach dem nebenan gelegenen Schenckraum. Da stand er am Büffet und bestellte eben etwas. Emil trat in militärischer Haltung an ihn heran: „Herr Unteroffizier, ich bitte um eine kleine Unterredung.“ „Schon gut, junger Freund, schon gut. Aber nicht hier,“ erwiderte der Angeredete gönnerhaft und ging ihm voraus nach der Tür. Sie traten miteinander auf den Hof. Es war kalt und windig. Zitternd fielen die Lichter der unruhig flackernden Dellaterne in dem grünen Holzständer auf das schlüpfrige Hopfpflaster, die gelben Blätter des großen Kastanienbaumes, unter dem sie standen, wirbelten im tollen Reigen umher. „Darf ich fragen, wie kommen Sie dazu, neben meiner Braut zu sitzen?“ fragte Emil mit vor Erregung halb erstickter Stimme. „Braut?“ echote der Unteroffizier höhnisch. „Von wejen Braut! — Man nich so hochfahrende Ausdrücke, junger Mann. So 'n hübsches, junges Mädclen liebt eben die Abwechslung, — in Hütten sowohl als auch in Liebhabern.“ „Schurke!“ knirschte Emil außer sich und hob die Hand. Im nächsten Augenblick fauste sie hernieder und traf klatschend das Gesicht des Unteroffiziers. „Das sollst du büßen, du Hund!“ rief dieser und griff nach dem Seitengewehr. Aber ehe er blank ziehen konnte, hatte ihn ein wuchtiger Schlag von Emils Faust zu Boden gestreckt. Dann floh Emil in großen Sähen über den Hof, überkletterte in rasender Eile die Mauer und jagte wie von Furien gehezt zwischen Gärten und Scheunen hindurch querselbein.

Erst allmählich kehrte ihm die Besinnung wieder. Was war geschehen?? — Was würde geschehen? — Er hatte in sinnloser Wut sich an seinem Vorgesetzten vergrißen. Die Strafe, die hierauf stand, kannte er. Beschimpft, gebrandmarkt, ehelos für sein Leben! — Wie sollte er das ertragen? Nicht lange, dann würden sie den Unteroffizier finden, dann würde er aufwachen aus seiner Betäubung, dann würde er sein Vergehen hinausschreien, daß sie es alle, alle erfahren! Auch die Marie! O dieses falsche, treulose Mädchen, sie war an allem

schuld. Sie hatte mit seinen besten Gefühlen gespielt, sie hatte ihn verraten um jenes Erbärmlichen willen! Aber fort mit diesen Gedanken. Jetzt handelte es sich um anderes, um sein Leben. Was sollte er jetzt tun? Wo gab es eine Rettung für ihn, wo einen Ausweg? Flucht?? — Das war unmöglich in Uniform. Und sicher würde man auch rasch genug auf den Gedanken kommen, den Bahnhof zu bewachen. Sich verbergen?? — Wo, — wo nur? Die Häfcher würden ihn ja doch bald ergreifen!! — Wenn denn im Leben kein Platz mehr für ihn war, wohlhan, so mußte er in den Tod! — „In den Tod!“

Laut und langsam sprach er es ein paarmal vor sich hin in der tiefen Stille und Dunkelheit der Nacht, — wie um sie sich selbst begreiflich zu machen, diese fürchterliche Wahrheit. Aber nicht erhängen, nicht ertränken! Einen solchen Soldatentod wollte er sterben. Beim letzten Revolververschießen hatte er, ohne daß es bemerkt worden, zwei scharfe Patronen zurückbehalten, ohne Sinn und Zweck, rein aus der Lust am Verbotenen. Die sollten nun zur Geltung kommen. Jetzt irrte er nicht mehr, jetzt hatte er eilte er vorwärts mit einem bestimmten Ziel vor Augen! Das Kasernement erreichen, den Revolver zu sich stecken und wieder ungesehen entkommen! — Wenn ihm das glückte!! Unbehindert drang er bis in seine Stube vor. Keiner der Kameraden war anwesend in der frühen Abendstunde des Sonntags. Mit zitternden Fingern streckte er Revolver und Patronen zu sich und verließ die Kaserne, ohne ausgehalten zu werden. Nun nur noch wenige Schritte und er war geborgen! Drüben im Birkenwäldchen an dem kleinen Teich wollte er es tun. Dort traf er an dem kalten Novemberabend keinen Menschen. — des war er sicher! — Auf der Bank nahe am Teich ließ er sich nieder. Seine Augen, die sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschieden seine Umgebung genau. Dicht vor ihm der kleine, schilfumstandene Weiher, die kahlen Birken, die struppigen, kleinen Kiefern rings umher. Kein lebendes Wesen weit und breit. Das Gefühl seiner tiefen Verlassenheit übermannte ihn. So aus dem Leben gehen, — ohne ein Abschiedswort, ohne einen Liebesblick! So jung aus dem Leben gehen, aus dem schönen, lachenden Leben! Er barg sein Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Da, — was war das für ein Geräusch? Sollte nicht ein Wagen auf der nahen Chaussee? O Gott, wenn sie kämen, die Häfcher, — wenn sie ihn fänden! Jetzt gab es kein Zaubern mehr. Ein Aufblitzen, ein leichter Knall, es war geschehen! — Zu Tode getroffen sank der kraftvolle, jugendliche Körper schwer und schlaff gegen die Rücklehne der Bank! — — —

Die alten Stöbers saßen mit ihrem Christel bei der Mittagsuppe, als der Telegraphenbote eintrat und dem Vater ein Telegramm einhändigte. Er öffnete es erschreckt und hastig, überflog den Inhalt und sank dann wie von einem fürchterlichen Schläge getroffen in seinen Stuhl zurück. Leichenblässe über-

zog sein Gesicht, das Papier zitterte in seiner Hand. „Was ist, Mann, um Gott, was ist mit dem Emil?“ schrie die Frau in instinktiver, banger Ahnung und



Zu Tode getroffen sank der kraftvolle Körper gegen die Rücklehne der Bank.

riß ihm das Telegramm fort. Ein markerkühnter Schrei und sie brach bewußtlos zusammen. „Euer Sohn Emil heute früh von eigener Hand erschossen aufgefunden.“ Christel las die Worte

des Telegramms, als er sich bückte, um es vom Boden aufzuheben. Auch ihm griff es ans Herz wie eine Hand von Eis, aber er verlor die Fassung nicht. Er trug die Mutter aufs Bett, holte Essig herbei und rieb ihr damit Pulse und Schläfen, bis sie erwachte und die Augen mit einem starren Ausdruck des Entsetzens aufriß. Der Vater hatte währenddem stumm und unbeweglich dageessen. Jetzt riefen ihn die lauten Zammertöne, die seine Frau ausstieß, wieder in die Wirklichkeit zurück. Er nahm das Telegramm wieder zur Hand und las und las. War das denn wahr? War das denn möglich? Von eigener Hand erschossen? — Sein Sohn, sein Emil, sein Stolz, dem alle Wege gebnet waren, dem alle Herzen entgegenflogen, dem alles Glück lachte, — der hatte Hand an sich gelegt! — O der Schande, der Schande!!

In bitterer Verzweiflung rang er die Hände. Die Mutter wiederholte immer nur das eine Wort: „Tot, — tot, — tot!“ Was kümmerte sie die Schande, was das Urteil der Welt? Ihr war ein Stück vom Herzen gerissen, vom ureigensten Herzen. Christel war es, der sich zuerst wieder zu einer praktischen Ueberlegung aufraffte. Er hatte immer sorgen müssen von klein auf, immer die eigenen Gefühle zurückdrängen müssen im Dienste anderer, er dachte auch jetzt: „Was soll nun werden?“ „Meint Ihr nicht auch, Vater,“ begann er leise, „daß ich zum Herrn gehen müßte und es ihm anzeigen? — Wenn Ihr doch mit der Mutter zum Begräbnis machen wollt, muß er Euch doch bescheiden für die weite Reise und Ihr müßt doch auch aus der Arbeit bleiben ein paar Tage.“ Ja, Christel hatte recht. Der Gutsherr mußte es wissen. Aber nicht Christel sollte gehen, sie wollten gehen, beide Eltern zusammen. „Ja, Mann,“ sagte die Mutter, „als ob ihr das plötzlich zum Bewußtsein gekommen wäre, „is ja recht! Wir müssen hin zu unserem Emil, wir müssen schnell hin.“ —

Raum hatten sie die Stube verlassen, ward die Tür ungestüm aufgerissen und das Anni stürzte herein, das sonst so frische Gesicht bleich bis in die Lippen, die Augen angstvoll weit aufgerissen. „Christel,“ stieß sie atemlos hervor, „Christel, ist es denn wahr, was sie im Dorfe sprechen, — der Emil wäre tot?!“ Christel nickte langsam. „Ja, es ist wahr, Anni,“ sagte er dann tonlos, als koste es ihn eine ungeheure Anstrengung, die fürchterliche Wahrheit über die Lippen zu bringen. Da sank sie laut aufweinend auf einen Stuhl am Tische nieder. Den Kopf auf die verchränkten Arme werfend ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Ihr ganzer Körper zuckte und wand sich unter dem gewaltsamen Schluchzen, das sie erschütterte, es war, als wolle sie sich auflösen vor Herzeleid. Christel stand neben ihr und sah schweigend auf sie herab. Er war unfähig, sie zu berühren, sie anzureden, — es war ihm, als ob in seinem Herzen langsam etwas erstarrte. Wie die da weinte, die vor ihm, so weint man nicht um einen Freund und Jugendgespielen. So weint man nur um den Geliebten! — Aber die da weinte, das war doch Anni, seine Anni, die er binnen kurzem als sein geliebtes Weib heimzuführen gedachte? Sein Mädchen, sein Weib?? Nicht seine, — des Bruders Liebste war sie gewesen, — des Bruders, um dessentwillen er immer und immer im Leben zu kurz gekommen, des Bruders, der nun durch rucklosen Selbstmord Jammer und Schande über sie alle gebracht hatte! — Er empfand plötzlich einen glühenden Haß gegen den schönen, begünstigten Bruder. „O Gott, o Gott, er ist ja nicht mehr!! Gnade, Gnade seiner armen Seele!“ — Christel hatte in tiefster Seelennot die Hände gefaltet. In ihm stritten die Empfindungen und rissen ihn hin und her. Einen Augenblick lang war es ihm, als ob er das weinende Mädchen dort packen und rütteln und schütteln müsse und ihr ihren Verrat, ihre Untreue ins Gesicht schreien! Und dann wieder überkam ihn grenzenloses Mitleid mit ihr, und die heiße Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, stieg in ihm auf. Sie litt, sie litt bitterlich, — das sah er! — Und er hatte sie doch so innig geliebt durch all die Jahre!

Die Schwarzwälder Uhr schlug ihren fröhlichen Ruckdruck. Anni fuhr erschreckt empor. Sie erhob ihr ganz verweintes Gesicht zu Christel und ließ dann wie in plötzlicher Verlegenheit die Augen sinken. „Verzeih mir, Christel,“ sagte sie leise und streckte ihm die Hand hin. Er nahm sie sacht in die seine. Das heiße Verlangen, das Mädchen an sein Herz zu ziehen, stieg wieder mächtig in ihm auf, aber er unterdrückte es. Nicht mehr, nicht mehr, sie war nicht mehr sein. Sanft schob er sie zur Tür hinaus. — — — Der Gutsherr hatte den alten Stöbers genau aufgeschrieben, wie sie reisen mußten. Er hatte ihnen auch versprochen, sofort an einen ihm bekannten Offizier des Lehrregiments zu schreiben und ihn zu bitten, für ihre Abholung am Bahnhofe in J . . .

zu sorgen. Am frühen Morgen des zweitnächsten Tages sollten sie ausbrechen. Die Mutter war von einer fiebernden Unruhe erfüllt. Zu ihm, ihrem Liebling, drängte all ihr Sehnen, ihr Denken. Es war, als ob sie auf Augenblicke vergessen habe, daß er tot war, daß sie ja nur seine leblose Hülle wiederfinden würde.

Christel fuhr die Eltern noch im Dunkeln zum Bahnhof. Als er zurückkehrte, begann der fahle Morgen zu grauen. Unwirklich und öde sah es in der Stube aus daheim. Das Feuer im Ofen war ausgegangen, da niemand zugegen gewesen, ein Scheit aufzuwerfen. Christel wollte sich, seinem innersten Triebe, der Pflichttreue, folgend, gleich daran machen, aufzuräumen und einzuheizen. Aber er konnte nicht. Eine seltsame Schwere in den Gliedern zwang ihn auf einen Stuhl nieder. Ihm gerade gegenüber stimmerte etwas an der Wand — die goldenen Rahmenleisten um Emils Bild. Er konnte es nicht unterscheiden in dem dämmrigen Grau des frühen Morgens, und doch sah er das Gesicht des Bruders so deutlich vor sich, als stünde er leibhaftig vor ihm. Die blitzenden Augen, den tiefen Schnurrbart, das braune Kraushaar, alles sah er bis ins kleinste genau. Wie oft hatte er sich neidlos daran gefreut, als Emil noch lebte. Und jetzt, da er tot war, erfüllte es ihn mit bitterem Groll, mit einem tiefen, häßlichen Neid, dieses sieghafte, verführerisch schöne Gesicht. Christel presste die Hand auf die Brust. Er meinte, dort einen körperlichen Schmerz zu empfinden. So eng, so grausam eng ward ihm zu Sinne, als müßte er ersticken. Angstvoll griff er um sich, versuchte, sich an der Tischkante emporzuziehen. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne, er keuchte laut vor Pein und Atemnot. Da, — was war das? Heiß und gewaltsam quoll es empor, — ein widriger Geschmack auf der Zunge. — Blut!! — Stromweise stürzte es ihm aus dem Munde.

Todesmatt sank Christel zurück, als der Blutsturz aufgehört hatte. Aber er fühlte sich leicht, — himmlisch frei und leicht gegen vorher. — Die Base Anne-Kathrin — der Anni Mutter — kam zur Türe herein, um ihm einen Topf warmen Kaffees zu bringen. Sie schrie laut auf bei dem Anblick, der sich ihr bot. Dann stürzte sie fort, um Hilfe zu holen. — Sie kamen und trugen Christel in sein Bett und holten schleunig den Doktor aus der Stadt. Der saß lange am Bett des Patienten, horchte und klopfte an ihm herum und verordnete schließlich tiefste Ruhe und das Auslegen einer Eisblase auf die Lunge. Dann hatte er eine eingehende Besprechung mit dem Gutsherrn. „Also wirklich, Herr Doktor, Sie halten eine Heilung für ausgeschlossen?“ fragte dieser, als er dem Doktor von seinem Hause aus das Geleit zum Wagen gab. „Für absolut ausgeschlossen,“ erwiderte der Arzt bestimmt. „Ja, wenn er nach dem Süden könnte und dort nur seiner Gesundheit leben, könnte man ihn wohl noch einige Jahre hinhalten. Aber so wird es schnell zu Ende

gehen.“ — „Die armen, bedauernswerten Eltern!“ Damit trennten sie sich. —

Die alten Stöbers hatten ihre Reise planmäßig zurückgelegt und waren am Bahnhof in J. . . von einem Unteroffizier in Empfang genommen. Er führte sie am Kasernement vorbei über den Schießplatz nach dem Lazarett, wo ihres Sohnes sterbliche Hülle aufgebahrt lag. Unterwegs erzählte er ihnen, wie es gekommen war, daß der frische, junge, bisher gänzlich unbescholtene Trompeter Hand an sich gelegt hatte. Also um eine Dirne, um eine freche, falsche Dirne? Das hatte er ihnen antun können? Heiß wallte der Zorn auf den leichtfertigen Sohn einen Augenblick im Herzen des Vaters auf, während die Mutter nur im Innern der Fremden suchte, die ihr den Liebling geraubt. Sie kamen an dem Birkenwäldchen vorüber und der Unteroffizier zeigte ihnen die Bank am Teich, wo sie ihn gefunden hatten. Mit heißen, tränenlosen Blicken starrten sie darauf hin. — Die Mutter drängte mit aller Gewalt vorwärts. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr wuchs ihr Sehnen. — Kalt und grau lag der Novembertag über dem ungeheuren Schießplatz. Wohin das Auge schweifte, dieselbe farblose, öde Fläche, hie und da unterbrochen durch einen von Erdwällen umgebenen Sicherheitsstand oder ein kahles, nüchternes Dienstgebäude aus roten Backsteinen. So fremd war alles, so neu, so überwältigend öde. Die beiden Alten drängten sich unwillkürlich dicht aneinander, während sie auf dem sandigen Wege dahin schritten. Endlich war ihr Ziel erreicht. Sie betraten durch ein Gittertor den Hof des Lazarets. Der Unteroffizier wandte sich mit einer Meldung an einen vorübergehenden jungen Militärarzt. Der begrüßte die beiden alten Leute und führte sie durch den Garten nach einem kleinen Gebäude aus rotem Backstein, das rings von Cypressen umstanden war. Er schloß die eiserne Türe auf und deutete stumm mit der Hand in das Innere der Leichenhalle. Hier lag ihr Sohn im Sarge aufgebahrt. —

Gellend hallte der Schrei, mit dem sich die unglückliche Mutter über die Leiche ihres Sohnes warf. Schön sah er aus im Tode, schöner fast als im Leben. Der trockne Zug um die Lippen war einem lieblichen, friedvollen Ausdruck gewichen. So wie er dalag, hatte er als kleiner Bube in der Wiege gelegen, wenn er schlief. Sie küßte sein Antlitz, sein Haar, sie gab ihm alle die täppischen Kosennamen, mit denen sie ihn gerufen, als er noch als herziges Bübchen auf ihrem Schoße zappelte. Sie konnte es nicht fassen, daß er ihr auf ewig genommen werden sollte, sie konnte, konnte nicht von ihm lassen!! Endlich trat der Arzt, der im Vorraum gewartet hatte, herein. „Sie müssen sich nun trennen, arme Frau,“ sagte er, „der Deckel muß jetzt aufgeschraubt werden.“ — Ihm standen selbst vor Bewegung die Tränen in den Augen. Mit einer kleinen Schere schnitt er behutsam eine seidenweiche, braune Locke, die in Emils weiße Stirne gefallen war, ab und reichte sie dem Vater, der mit tränenüberströmtem

Gesicht neben dem Sarge stand. „Zum Andenken an Ihren schönen Sohn!“ sagte er leise.

Als die Erbschollen dumpf auf den Sarg herniederrollten, brach die arme Mutter ohnmächtig zusammen. Man trug sie in ein geheiztes Zimmer, man brachte ihr Speise und Wein zur Stärkung. Sie rührte kaum etwas an. Hatte sie erst mit aller Macht hierher verlangt an den Ort ihres Herzeleids, so war es jetzt der gegenteilige Wunsch, der sie ganz beherrschte: „Heim, ach, nur um Gottes willen schnell heim!“ Bergelich wurde ihr vorgestellt, daß bis zum Abgang des Tages noch drei volle Stunden Zeit wären und sie bis dahin doch noch hier ausruhen und sich stärken könnte. „Wir können ja auf dem Bahnhof warten.“ Beide alten Leute waren dieser Ansicht. Und so fuhr man sie in einem mit schwarzem Wachs- tuch verhängten Kramfer zum Bahnhof zurück.

Bei ihrer Heimkehr fanden die armen, alten Stöbers den sterbenden Christel. Der Blutsturz hatte sich wiederholt, — das matte Lebensflämmchen war dicht am Verlöschen. Er erkannte die Eltern noch, er streichelte sanft, wie tröstend, die Hände der verzweifelt schluchzenden Mutter. Nun, da er im Sterben lag, erkannte sie plötzlich, was er ihr gewesen. Ach, und was waren sie ihm gewesen, — der Vater und sie? Wie hatten sie ihm alle Treue, alle Aufopferung gelohnt? — Wie ein schwerer, drückender Stein wälzte sich die Last ihrer Liebesschuld auf ihr armes, zerrissenes Herz, dieser Liebesschuld, die sie nicht mehr abtragen konnte. Sie lag auf den Knien im heißen, ringenden Gebet: „Ach lieber Gott, — nimm ihn mir nicht! Den nicht auch! Ach, lieber Gott, laß mich doch zuvor gut machen, was ich gefehlt! — Erbarme dich, erbarme dich, — laß ihn am Leben!“ Doch ihr Flehen blieb unerhört. Am



„Erbarme dich, erbarme dich, laß ihn am Leben!“

anderen Morgen schlummerte er hinüber, — sanft, ohne Todeskampf.

Sie hatten ihn aufgebahrt, sie standen an seinem Sarg zum letzten Abschied, wie sie vor drei Tagen am Sarge ihres Jüngsten gestanden. Tränenlos, stumm, starr, als ob die ungeheure Last des Kummer's ihr Fühlen und Denken gelähmt hätte, stand die Mutter. Neben ihr der Vater mit gesallenen Händen und tränenüberströmtem Gesicht. Als der Sargdeckel aufgeschraubt werden sollte, zuckte er zusammen. „Noch einen Augenblick!“ sagte er, und holte aus dem Nähkorb vom Fensterbrett eine Schere herbei. Vor-

sichtig, mit zärtlichen Fingern löste er eine Strähne von Christels strohblondem Haar und schnitt sie ab. Der Tod hatte Christel sehr verändert. Sein Gesicht war eingefallen und erschien um Jahre gealtert. Er war nie schön, der arme Christel, selbst im Tode nicht. — Der Vater betrachtete die Haarsträhne lange und innig und reichte sie dann seinem Weibe. „Hier, Köse, — lege sie zu der anderen in die Bibel. Von unserem guten und getreuen Sohn.“

### Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Der Wahrheit nachgezählt von M. G.

#### 1. Kapitel.



Es ist Dezember. Dezember im Kalender, Dezember in der Natur, Dezember in mir. Bald wird der letzte Winter für mich kommen. Darum lasse ich meine Gedanken und Erinnerungen zurück-

schweifen, weit, weit zurück. Es sind schwere Gedanken, ernste Erinnerungen, von meinen jungen Jahren an bis herauf ins hohe Greisenalter. An Erfahrungen und an Verirrungen reich ist mein Leben. Doch vor Torschlusß halte ich es für eine Pflicht, mancher Mutter und Frau zu Nutz und Frommen mein Geständnis abzulegen, damit andere den gesunden Schluß daraus ziehen: Seine Pflicht tun ist Gottesdienst.

Bete und arbeite, oder vielmehr: Bete, aber arbeite; so sollte es heißen. Das Beten habe ich besorgt, das Arbeiten aber überließ ich andern. Ich hatte keinen Sinn dafür. Dagegen das Beten war mein Hauptvergnügen. Ich eilte beständig bald dahin, bald dorthin, wo es etwas Besonderes zu beten gab, wo man sehen und auch gesehen werden konnte: denn ich war unfagbar eitel darauf, als fromme Frau zu gelten. Tage- und wochenlang, sogar schon im Anfang meiner jungen Ehe war ich von Hause fort, bald auf Wallfahrten, bald auf Missionen, oft in ganz entlegenen Dörfern. Was unterdessen daheim geschah, kümmerte mich nicht. Was konnte auch geschehen außer Gutes, während ich Gott diente? Ich sah nicht die traurige, trübe Miene meines guten, edlen Mannes. Doch eines Tages machte er mir ernste, sanfte Vorstellungen: „Wie soll das alles noch werden, liebe Klara? Nimm doch endlich Vernunft an und kümmere dich um die Haushaltung! Siehe, wenn wir zu Grunde gehen, was hilft uns dann dein Beten? Und ich fürchte, wir gehen zu Grunde. Nicht wahr, wenn das Kind, das wir erwarten, auf der Welt ist, dann wird es anders? Und besonders auch jetzt — nimm mir's nicht übel — halte ich es für unschicklich, daß du in deinem Zustand von einem Geistlichen zum

andern läufst, sie besuchst, ja mit kostspieligen Geschenken belästigst. Ich dachte, du hättest jetzt andere Dinge zu nähern als immer und immer diese Altarstickereien, Meßgewänder und Gott weiß was. Klara, höre auf mich; es könnte eine Zeit kommen, wo du bitter bereust — und vergeblich.“

Bereuen? Dieses Wort war mir Gift und Galle. Ich setzte meinem Mann jetzt gerade den höchsten Trost entgegen. In grimmiger Wut schleuderte ich ihm häßliche, schimpfliche, beleidigende Worte entgegen: er habe keine Religion, keinen Glauben, sei ein Heide und Zöllner.

Er schwieg und trauerte weiter. Er war für mich zu edel und zu gut.

Das Kindchen kam, ein Mädchen, ein süßes Geschöpf. Wie glücklich hätte ich sein können! Dieser Mann, ein gottbegnadeter Künstler, von allen bewundert und geliebt! Und dieses Kind! Aber ich sah mein Glück nicht. Ich rannte von Kirche zu Kirche, und wenn ich heimkam und nichts gearbeitet sah, wenn die faulen Dienstmädchen mich einfältige Bettschwester frech und höhniisch anlachten, begann ich zu schelten, zu keifen. Ich jagte eine um die andere fort. Wie werden sie mich draußen ausgemacht haben! Mein Mann mußte sich wie in einer Hölle fühlen.

Es war in den Jahren, als eben der Streit zwischen Staat und Kirche am heftigsten tobte. Von den Kanzeln wurde gepredigt, der heilige Vater sei in jämmerlicher Bedrängnis; als armer Gefangener müsse er auf Stroh liegen. Da waren meine Gedanken nicht beim Mann, sondern stets beim Papst. Ihm zuliebe und zu Ehren nannte ich mein Kind Pia. Es war mein sehnlichster Wunsch, dem armen Gefangenen in Rom wieder zu einem Federbett zu verhelfen! Manches schwere Geldsäcklein trug ich auf den großen Haufen des Peterspfennigs und freute mich kindlich, dafür als fromme Katholikin belobt zu werden. Es war das Geld meines guten Mannes, dem ich doch alles verdankte, der mich arme Waise zur angesehenen Frau gemacht hatte.

Noch einmal nahm mich mein Mann vor und ermahnte mich an meine Pflicht als Frau und Mutter. Da läuteten gerade die Gloden vom Dom. Begeistert durch den herrlichen Klang stieß ich meinen Mann weg: „Hier ruft meine Pflicht. Hörst du? Meine Pflicht ist Gottesdienst.“ Er aber sagte traurig, doch mit erhobener Stimme: „Nein, liebe Klara, seine Menschenpflichten erfüllen, das ist Gottesdienst!“

Ich hörte nicht auf ihn, sondern stürmte fort. Meine Leidenschaft und Eitelkeit ließ mich nicht zu mir selbst kommen. Ich ging soweit, daß ich alle Priester als Diener des Herrn wie verzücht anschwärmte; ich war verliebt in sie bis zum Wahnsinn. Bei Gesang und Orgelspiel und ganz besonders in der Nähe eines gewissen Priesters versiel ich geradezu in Ekstase. Ich wurde ihm damit natürlich höchst lästig. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er, sobald ihm meine Leidenschaft für seine Person

klar wurde, mich energisch aus seiner Nähe verwies. Er ließ mir durch meinen Beichtvater einen Zettel überreichen, auf dem die Worte standen: Verliebe dich nicht in Götter, sonst müssen dir zur Strafe Hörner wachsen und ruhelos mußt du wandern in Nacht und Graus und unaussprechlich elend sein.

Es war einer der fürchterlichsten Tage meines Lebens, als ich den Zettel bekam. Wie schämte ich mich vor dem vernünftigen und rechtschaffenen Priester. Mit Hohn hatte er mich dummes Weib, wie mir gebührte, abgewiesen. Wer fühlte jetzt noch einen Funken Achtung vor mir? Wem sollte ich noch zu Gefallen leben? Halt! Meinem Mann, meinem Kind! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als ich den Zettel las und immer wieder las. Ja, mein Mann, mein armer Mann, mein liebes, liebes Kind! Euch allein will ich nun lieben. Euch will ich alles wieder gut machen, das ich gesündigt habe. Ich war verrückt, blind, nun bin ich wieder vernünftig, klar, sehend. Heim, heim, zu euch!

Ich eilte nach Hause. Stumm erwartete ich meinen Mann. Er konnte jeden Augenblick zum Abendbrot heimkommen. Er kam aber lange nicht. Da sagte endlich das Dienstmädchen von selbst: „Der Herr ist schon lange da, droben im Schlafzimmer, und Pia bei ihm.“

Ich stürmte hinauf. Da lag mein Mann, auf dem Kopf einen kalten Umschlag, den Pia gerade erneuerte. Das gute Kind! O Kind, das hätte deine pflichtvergeßene Mutter tun sollen!

„Was ist denn? Was fehlt dem Vater?“

„Der Papa ist krank,“ sagte das Kind, zitternd vor Angst. „Wir wollen doch den Doktor holen.“

„Aber ich bin ja schon lange daheim, weshalb habt ihr mich nicht gerufen?“

„Der Vater hat gesagt: Laß es nur; sie kümmern sich ja doch nicht um uns. Ich kann auch ohne sie sterben.“

„Sterben? Mann! Pia!“

Und ich lag, das Mädchen an mich pressend, auf den Knien vor seinem Bette.

„Mann, lieber, guter, süßer Mann! Ich bin ja da. Ich bin ja jetzt ganz anders, als ich war. Ich will ja alles, alles für dich tun. Höre mich doch! Sage doch ein Wort zu mir armem, verlorne[m] Kind!“

Aber er sagte nichts. Sein Bewußtsein war dahin. Wir schaute er mich an, schüttelte den Kopf und schlummerte weiter. Wir holten den Arzt: Hirnentzündung! Keine Rettung möglich, schon so gut als tot.

Als meinem lieben, edlen Mann, meinem besten Freund, der Atem entfloß, raufte ich mein Haar. Ich, ich war die Schuldige, die Mörderin. Ich wüthete gegen mich, gegen Gott, der mich so lange hatte in der Irre gelassen, dem ich zu dienen glühte, aber in Unverstand. Ich rüttelte an dem Toten: Wach nur noch einmal auf, lieber, süßer Mann, nur noch einmal sage: „Ich verzeihe dir!“

Ich weiß nicht mehr, was weiter geschah. Auf meinen Wahnsinnsanfall folgte eine tiefe Ohnmacht. Wunderbar ruhig war mein Kind, wie eine Heilige. Ihr Schmerz verklärte sie zum Engel. Immer wieder ging sie an das Totenbett des Vaters, sprach mit ihm, liebte und küßte ihn, als ob er lebte. Sie hatte das ruhige, immer klare Gemüt ihres Vaters und war unter seiner sicheren, lieben Führung aufgewachsen; auch sie war zu gut für mich, zur Beschämung für mich. Als mein Mann schon im Sarge lag, strich sie ihm immer wieder die Wangen und das schöne Haar; sie küßte die feinen Hände, die so manches Kunstwerk geschaffen. Unter stillen Tränen plauderte sie noch mit dem toten Vater.

„Ja, Vater, tue jetzt einen langen Schlaf, denn dein Tagewerk war hart und schwer.“

Das war ihr Abschiedswort, als man den Deckel zunagelte.

Und ich! Und ich! Ich gottverlassene Kreatur! Doch ich will nicht versuchen zu schildern, was ich litt. Mein Kind machte mir keinen Vorwurf. Es war und blieb mit seinem geliebten Vater vereint. Für solche Geister gibt es keine Entfernung, kein Scheiden. Sie sind beieinander wie Selige.

Und ich stand da als die Gerichtete.

2. Kapitel.

Blind vor religiösem Wahnsinn hatte ich mein Glück nie gesehen, solange es da war. Jetzt war ich sehend geworden. Aber ich sah nur noch Trümmer. Ich war Witwe. Ich hatte nichts erspart, erworben, sondern nur verdorben, vergeudet, ver-

schenkt. Bei einer so vernachlässigten Haushaltung konnte auch das hohe Einkommen eines geschickten Mannes nicht zum Erwerb eines Vermögens reichen. Wir hatten nichts als Schulden. Und wir hätten wohlhabend sein können.

Das Gericht kam und legte überall Siegel an, sogar an die Denkmäler, die im Atelier meines Mannes standen. Sie kamen auch an eines, das mit einer Hülle bedeckt war. Sie wollten schon das Siegel aufkleben, da rief Pia „Halt“ und zog die Hülle weg.

Was war das! O Gott! Meines Mannes selbstgefertigtes Grabdenkmal! Aus dem Marmor erhob sich, wunderbar getroffen, sein edles, schönes Haupt. Ein Friedensengel — mit der Gestalt und dem Anlitze seiner Tochter — drückte ihm den Lorbeer auf die Stirn. Und darunter

stand: Ich gedente einen langen Schlaf zu tun, denn mein Tagewerk war hart und schwer.

Die Abschiedsworte seines Kindes. Sie hatte um die Sache gewußt und mir nichts gesagt. Ich war ihnen also fremd geworden wie der fremdeste Mensch. Was wollte des Petrus Neue und des Judas Qual sagen gegen meinen Schmerz?

Wir waren bankrott. Wir mußten arbeiten, stücken, nähen, was Geld und Brot brachte. Es blieb uns nichts als das Grabdenkmal meines Mannes und die notdürftigsten Möbel und Geräte. Damit konnten wir gerade ein Dachzimmer ausstatten. Bei der Auktion wurde auch ein wertvolles Chorhemd, an dem ich jahrelang gearbeitet, das ich jenem angesehnen Priester zum Geschenk machen wollte, versteigert. Kunstvoll waren die feinen Bändchen zu schwierigen, reichen Arabesken in Herzform ineinander-

geschlungen. Der Wert des Werkes war schwer zu bezahlen. Eine Dame erstand es um eine Kleinigkeit. Ich sollte es wiedersehen, denn jene Dame war ein edles Gemüt. Aus Achtung vor meinem Manne und aus Mitleid mit Pia veranstaltete sie zu deren Gunsten mit dem Chorhemd eine Lotterie. Der Erzbischof hatte es gebilligt, nachdem man ihm den Zweck angab, und die Lotterie trug Pia tatsächlich ein kleines Kapital ein. Jetzt erst merkte ich, wie hoch angesehen mein Mann und Pia stets gewesen waren. Die Damen der besten Gesellschaft nahmen sich meiner Tochter an; sie verschafften ihr lohnende Handarbeit und behandel-



Da rief Pia „Halt“ und zog die Hülle weg.

ten sie dennoch als ihregleichen. Pia wurde von Jahr zu Jahr schöner, so auffallend schön, daß sie sich kaum mehr auf die Straße getraute. Die Leute blieben einfach stehen und schauten ihr nach. Aber sie war stets bescheiden, fleißig, sparsam und lieblich gegen mich. Der ruhige, klare, selbstlose Geist ihres Vaters feierte in ihr eine glänzende Auferstehung. Auch ich wäre gern entzückt gewesen über mein Kind, wenn nicht meine Schuld mich Tag und Nacht gedrückt hätte. Die Leute sorgten schon, daß ich sie nicht vergaß. Sie ließen mich fühlen, was sie von mir dachten. Wo ich anklopfte, fand ich verschlossene Türen und abweisende Mienen.

Ich zog mich ganz zurück und trug stumm, was ich selbst verschuldet hatte. Den einen Trost konnte mir ja niemand rauben, daß wenigstens mein Kind mich liebte und ehrte, als ob nichts geschehen wäre.

Die Jahre vergingen. Eines Tages setzte sie sich neben mich, ergriff meine Hand und wollte etwas sagen. Es fiel ihr schwer, aber ihr ruhiges Gemüt brachte es klar heraus: „Mutter, sei getrost, ich glaube, unsere Not hat bald ein Ende. Ich habe zwei junge Männer kennen gelernt, welche mich ehrlich lieben. Ich darf nur wählen. Der, dem ich am meisten zugetan bin, ist freilich leider . . .“

„Was? Am Ende Protestant?“

„Ja.“

Ich sagte nichts. Aber ein Stich ging mir mitten durchs Herz. Mein Kind, meine einzige Tochter einem Protestanten geben? Das mußte erst verarbeitet sein.

Doch war ich tief dankbar, daß Gott unserer wieder gedacht hatte. Ich beschloß, ein Zeichen dieses göttigen



Ein Vater stand auf der Kanzel und predigte gegen die Mischehen.

Gottes abzuwarten. Er selbst sollte mir und Pia sagen, was zu tun sei. Da hörte ich, daß in einem vier Stunden entfernten Dorf, einem Wallfahrtsort, eine Kapuzinermission abgehalten werde. Ich ging zu Fuß dorthin und betete auf dem Weg inbrünstig um die Entscheidung. Dort, stand ich, sollte sie mir werden.

Und sie wurde mir. Ein Vater stand auf der Kanzel und predigte, blühte, donnerte und fluchte gegen die Mischehen. Er schrie, daß man am ganzen Leibe zitterte: Verräter, Judaschwester, Judasbrüder seid ihr, die ihr in Mischehen mit Protestanten lebet. Eine Ehe ist ungültig vor Gott, ein Konfubinat, eure Kinder sind unehelich. Zum mindesten müßt ihr das und das tun, aber lieber hütet euch vor der gräßlichen Gefahr, daß nicht Leib und Seele verdorben werden in die Hölle.

Die Zuhörer schüttelten sich vor Grauen, viele schluchzten, auf der Empore fing ein Mensch laut

an zu schreien, zu heulen, um sich zu schlagen, so daß er unter großem Lärm entfernt werden mußte. „Der Lorenz ist närrisch geworden,“ sagten die Leute.

„Geschieht ihm recht, warum hat er eine Lutherische genommen?“

Der arme Mensch mußte später wirklich ins Irrenhaus gebracht werden. Frau und Kinder verarmten und kein Vater kümmerte sich um sie.

Ich ging aus dem Gotteshaus mit dem festen Vorsatz, solch ein Unglück zu verhüten.

Daheim gab es bittere Tränen, denn Pia liebte den Evangelischen aus vollem Herzen, vor dem Katholischen hatte sie ein heimliches Grauen. Sie flehte mich an, zu ihrer Neigung meinen Segen zu geben.

„Wie? Judaschwester soll ich werden? Weil der Evangelische reich ist? Um Geld deine und meine Seele verkaufen? Nie, Nie!“

Kein Nichtkatholischer kann es verstehen, welche unheimliche, dämonische Gewalt die Priester und Mönche über uns gläubig erzogene Katholiken haben. Ich war willenlos, sinnlos, und Tausende wären es an meiner Statt auch gewesen, Tausende, die mich an Einsicht, Welterfahrung hoch überragten. Ich kenne Beispiele aus vornehmen Familien, die meinem Schicksal gleichen.

Die häuslichen Kämpfe mit Pia waren schwer und qualvoll. Aber ich siegte. Meine Tochter hatte die sanfte, duldbende Nachgiebigkeit ihres Vaters geerbt. Sie konnte nicht Widerstand leisten, wenn sie mich damit in Schmerz brachte. Sie willigte ein, unter bitteren Tränen, blutenden Herzens. Sie gab dem Katholiken ihr Wort. Beide Bewerber waren Ärzte.

Ich hörte später von Bekannten, wie schwer der Protestant litt, als er die Entscheidung vernahm. Er konnte seinen Kollegen: „Dieser Stallknecht,“ rief er unter Tränen des Zorns, „wird meine Knie zerkreten.“

Er verließ die Stadt; wir wußten nicht, wohin er ging. Auch mein Schwiegersohn zog mit Pia weg und übernahm einige Stunden weit entfernt eine gute Praxis. Nun war ja meine Tochter versorgt und gut versorgt, mit einem Katholiken.

Pia klagte nicht. Aber von andern Leuten erfuhr ich Entsetzliches; der rohe Kerl behandelte sein schönes, feines, zartes Weib wie einen wertlosen Lumpen. Er soß blödsinnig. Vor seinen körperlichen Mißhandlungen mußte sie oftmals entfliehen, bei fremden Menschen übernachten. Schon nach einem Jahr hatte er sie satt. Und dennoch bekam sie jedes Jahr ein Kind. Es ist unglaublich, wie bestialisch er sich hierüber daheim und in den Wirtshäusern ausdrückte. Wenn ich ihm Vorstellungen machte, warf er mich zum Hause hinaus.

Endlich, nach der Geburt des fünften Kindes, das aber gleich starb, kam Pia zu ihrer armen Mutter heimgeflohen. Und selbst hier verfolgte er sie. Sie wagte nicht mehr, das Haus zu verlassen, so fürchtete



se seine Drohungen. Es kam zur Scheidung. Der scheußliche Mensch, ein furchtbarer Säufer, verlor alle Praxis und wurde zum Verbrecher. Im Gefängnis starb er am Säuferswahn.

Das war mein Werk. Pia machte mir keine Vorwürfe. Sie sah, daß ich noch mehr litt als sie. Dann schickte der Anstaltsarzt meiner Tochter ein ärztliches Gutachten über den Gesundheitszustand des Verstorbenen. Er sei schon lange geirrtleidend gewesen. Seine Wutanfälle seien aus Größenwahn erwachsen. Er glaubte, Frau und Kinder hinderten ihn an dem glänzenden Vorwärtkommen, zu dem er sich berufen fühlte.

Ein armer Trost für uns, daß er ein kranker Mensch war und keine Bestie! Aber unser Unglück, unsere Not und meine Schuld nahm uns niemand ab.

Nun arbeiteten wir wieder miteinander um unser armes Brot, aber dabeim im Hause. Denn Pia wollte in kein Geschäft gehen. Sie fürchtete sich vor der Straße. Denn nachdem sie die ersten harten Wochen überwunden hatte, wurde sie wieder schön, schöner als je. Die Leute blieben wieder auf der Straße stehen und starrten ihr nach, wenn sie vorüberging. Kein Kummer, keine Sorge raubte die rosige Blüte dieses reizenden Angesichts, dieser schönen, schwermütigen, schlanken Gestalt. Nie habe ich wieder so volles, schönes, goldenes, weiches, welliges Haar gesehen als an Pia. Dabei war ihr ganzes Auftreten wie einst das ihres Vaters, immer bescheiden, schlicht, klar, etwas schwermütig und in sich hineinträumend. Aber sie arbeitete energisch, fleißig und war äußerst sparsam.

Ah, diesen Schatz von einem Weibe hatte ich in den Not geworfen!

Da las Pia in der Frankfurter Zeitung, daß man geeignete Wärterinnen suchte für ein neugegründetes Irrenhaus. Sie meldete sich, denn das ewige Sitzen in der engen Kammer hielt sie auf die Dauer doch nicht aus ohne Schaden an ihrer Gesundheit. Sie wurde von der Anstalt angenommen. Traurig nahm sie Abschied von mir und den Kindern, drei Mädchen und einem Knaben. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als sie schon am zweiten Tage darauf wieder vor mir in meiner Stube stand? Ich war gelähmt, Hände und Füße zitterten mir.

„Nun?“  
„O, nur keine Angst, es ist nicht so schlimm. Sie können mich bloß nicht brauchen.“

Das sagte sie fast lustig.

„Mutter,“ fuhr sie fort und stellte sich in ihrer ganzen hohen Gestalt vor mich hin; „nun will ich einmal ein ernstes Wort mit dir reden. Sage mir, wenn jetzt ein Protestant käme, den ich so recht aus voller Seele lieben könnte, und würde um meine Hand anhalten, was würdest du mir raten?“

„Und wenn ein Heide käme, Kind, Kind, ich würde ihn segnen, wenn er nur Gott fürchtet und ein redlicher, guter Mensch ist.“

Da fiel sie mir um den Hals und schluchzte: „Mutter, Mutter, ich habe ihn wieder gefunden.“

Er ist Direktor der Anstalt. Mutter, liebe Mutter, er hat mir seine Hand zum zweitenmal angeboten. O, welch eine Seligkeit! Er liebt mich noch, wie ich ihn liebe. Jetzt, Mutter, sei nicht wieder blind, wie damals, und hol dir nicht bei den Kapuzinern Rat, sondern bei dem Gott, der die Liebe ist, und alle Menschen gleich liebt, die ihm aufrichtig dienen mit Werken der Tat. Mutter, ich kann's nicht fassen! Ich soll noch glücklich werden wie andere Menschen, ich armer, zertretener Wurm. Und auch du sollst es sein, du tiefgebeugte, liebe Mutter!“

Es war wieder Weihnachten. Pia, seit einigen Wochen Frau Direktor, rüstete das häusliche, heilige Fest. Ihr Mann mußte kurz verreisen. Gut, dann konnte sie ihn, wenn er zum Weihnachtsabend heimkam, desto fröhlicher überraschen. Wie ihr das Herz schlug, als sie die Lichter an den Baum steckte! Jeder Atemzug war ein Dankgebet zu dem guten, guten Gott, der ihr grausames Geschick so zum neuen herrlichen Anfang gelenkt hatte. Sie horchte, ob nicht ein Wagen ihren Mann endlich brächte, ob nicht unten die Klingel gezogen werde.

Da hörte sie im Nebenzimmer leises Geräusch. Es werden die Diensthofen sein, die noch eine letzte Arbeit zu tun haben. Da horch! Was ist das?

Ein Kindergefang: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen, die guten Willens sind.

Pia wollte auf die Tür loseilen und nachsehen, was das für Kinder seien. Da öffnete sich die Tür



„Hier, liebe Frau, dein Weihnachtsgeschenk!“

von selbst und ihr Mann eilte ins Zimmer, vier Kinder mit sich führend.

„Hier, liebe Frau, dein Weihnachtsgeschenk! Aber



sie gehören mir so gut wie dir. Ich habe sie heute adoptiert und herbeige Holt. Und wer ist noch da? Sieh doch!"

Ich war es.

"Bia, Rudolf, verzeiht eurer törichtigen Mutter!"

"Seitdem ist das Glück und der Segen Gottes nicht mehr von ihnen gewichen. Und ich durfte ihn in meinen alten Tagen täglich schauen! Ich durfte dem guten Manne meiner Bia noch einen Sohn auf den Arm legen. O Welch ein herrlicher Ausgang meines armen Lebens! Wie wenig verdient und wie dankbar genossen habe ich das Glück, das Glück einer Mijschehe!"

### Der gefährliche Kleesamen.

Von W. K.

Manchmal laden wir uns durch Sorglosigkeit und Bequemlichkeit große Arbeit, Not und Gefahr auf den Hals, und es wäre mit geringer Mühe alles zu vermeiden gewesen. Der Herr Kaufmann Zengerle hat's auch erfahren müssen. Aber er tut's nicht mehr.

Nämlich die Steinsprenger kommen eines Tages zum Herrn Zengerle in den Laden — er handelt mit allem — und sagen: "Bis Freitag Abend müssen wir zwei Sack Pulver haben, aber sicher, sonst wissen wir, wo wir in Zukunft es nicht mehr holen. Ihr habt uns schon zweimal angeschmiert."

"Ich sag' nur das eine: Verlaßt Euch drauf, Kastenberger, das Pulver ist da, ehe Ihr's braucht. Ich fahr' selbst nach Karlsruhe und hole es."

Wenn man Schießpulver über Land transportieren will, muß man erstens selber kein Esel sein, oder zweitens keinen Esel dazu aussenden und drittens zum Transport einen Erlaubnischein von der hohen Obrigkeit haben. Letzteres ist eine kleine Sache, aber es muß gemacht werden und kostet nichts. Wenn man aber unterwegs mit dem Pulver von einem Gendarm attrappiert wird und hat keinen Schein, so kostet es bis zu zweihundert Mark Strafe, und das ist schon keine kleine Sache mehr. Und wenn man gar mit dem Pulver in die Luft fliegt, so kostet das zwar gar nichts, und man braucht zu der Reise auch keinen Paß oder Erlaubnischein, aber es ist doch eine große Sache.

Ums Haar wäre dem Herrn Zengerle das eine oder das andere oder beides passiert. Denn Herr Zengerle sagte am Donnerstag zu seiner Frau: "Ich hab' mir's überlegt, es geht auch ohne mich. Der Bastian hat erst frisch gebeichtet und dann läßt er vier Wochen lang das Saufen. Ich schid' den Bastian!"

"Hast du den Erlaubnischein?"

"Sapp . . . das habe ich vergessen. Nun, es macht nichts, ich hab' schon oft keinen gehabt."

Dem Knecht Bastian wurden also genaue Instruktionen gegeben. Er solle sofort wieder heimfahren und auf das Pulver hübsch achtgeben; wenn aber

jemand nach den Säcken frage, so sei es für heute Kleesamen.

Der Bastian sagte: "Dui," schob eine Dosis Kollentabak in die Zähne, gelobte Gutes und kutscherte fröhlich von dannen. Es läutete Mittag, es läutete Vesper, der Lehrer kam in den Laden und holte sich Schnupstabaß; dabei blieb er wie gewöhnlich eine Weile sitzen und las des Herrn Zengerle Frankfurter Zeitung durch. Es läutete Abend, aber kein Bastian war zu sehen, weder im Himmel noch auf Erden.

Dem Herrn Zengerle wird's siedend heiß. Wenn der Kerl doch wieder gegoffen hat! Zwei Sack Pulver auf dem Wagen und ein betrunkenen Knecht!

"Erküse, Herr Lehrer!" Und Herr Zengerle schoß aus dem Laden.

"Kronenwirt, spannt Euren Fuchs an, ich muß dem Bastian entgegenfahren."

"Ja, ist denn der noch nicht daheim? Na, da gibt's heut wieder einen zünftigen Frack voll. Mich dauert nur der arme Schimmel. Vor welchem Wirtshaus mag der wohl stehen und hungern? Und dabei wird's wieder kühl auf die Nacht."

Herrn Zengerle allerdings war es durchaus nicht kühl, sondern er schwitzte, wie wenn er im Juli Schnaps brennte. Es liefen ihm Wähe den Rücken hinab, man hätte eine kleine Mühle damit treiben können.

Mit gleichen Füßen sprang er in die gelben Sonntagshosen, dann auf den Wagen und fuhr davon, was gibst, was hast. Unterwegs fragte er alle Bekannten, die ihm begegneten, ob sie den Bastian nicht gesehen hätten.

Bergebens! Keine Spur vom Bastian. War der Heide etwa nach Rußland desertiert? Wollte er mit seinem Pulver die Türkei erobern?

In Karlsruhe beim Lieferanten erfuhr Herr Zengerle allerdings, der Bastian sei schon längst abgereist, aber nicht heimwärts, sondern gen Norden, Hagsfeld zu. Es habe ihn, den Kaufmann, sehr gewundert, wo der heute mit dem Pulver hin wolle.

"Herrgott, errette mich nur noch dies eine Mal," flehte Herr Zengerle hinter einem Stoß Limburger Kästchen, "nur dies eine Mal noch!" Dann rasiß auf und nach Hagsfeld. Kein Bastian, in keinem Wirtshaus. Weiter, nach Blankenloch, Trab, Galopp, Trab, Galopp, wie wenn die Hölle hinterherrastete. Kein Bastian, in keinem Wirtshaus. War er schon in die Luft geflogen? Halt! Ein Gedanke! In Weingarten war dem Bastian einst holdes Liebesglück erblüht, und auch das kleine corpus delicti hatte man dort untergebracht. Sollte der Rausch väterliche Empfindungen in dem Kerl erweckt haben? Wollte er seinen Herrn Sohn sehen? Wichtig geraten! Er war dort gewesen, aber schon lange weg; er sei in einem Kanonenrausch nach Jöhlingen weitergefahren; von Jöhlingen wies man den Verfolger nach Berghausen. Herr Zengerle fauste hinter dem Bastian her wie der rasende Roland, wie der Teufel hinter einer armen Seele; der Bastian aber schien



feelenfroß eine Spazierfahrt im weiten Bogen um Karlsruhe herum zu machen, wie der Mond, der eben aufging, um die Erde fährt. Es war schon längst Polizeistunde geworden. Die biedern Bürger gingen ins Bett und die Wirte machten in den Dörfern Läden und Türen zu.

„Wohin, Herr Zengerle? he?“ rief ein Wirt von der Hausstaffel herab.

„Habt Ihr den Bastian nicht gesehen, Lindenwirt?“

„Doch, er ist mit dem Schimmel nach Grözingen galoppiert, ha, ha, ha! Er hat einen Rausch, daß er nicht mehr weiß, ob er ein Bub ist oder ein Mädel. Was hat er denn in seinen Säcken?“

„Kleesamen!“

Der arme Fuchs mußte zwar ein wenig ruhen und zu Nacht speisen. Dann aber ging die Jagd weiter. Der Mond schien so freundlich, als ob kein Herr Zengerle am Abgrund blutiger Verzweigung stünde und kein betrunkenener Bastian mit zwei Säcken Pulver unterwegs sei. Er hat's gut, der Mond! Bis in sein breites Gesicht hinauf spritz's nicht, wenn der Bastian mit Zubehör in die Luft stiegt. Darum lachte der Mond behaglich auf den Stockzähnen und war neugierig zu sehen, wie es den beiden da unten heut Nacht gehe.

Endlich, endlich! Ja, der alte Gott lebt noch, denn da stand in Durlach vor einer Kneipe der Schimmel, stampfend, scharrend, kläglich wiehern. Aber Gott sei uns gnädig! Unter dem Wagen baumelte eine brennende Laterne, oben drauf lagen die Säcke. Der Herr Zengerle das sehen, seine Seele Gott befehlen, hinzuspringen, die Säcke vom Wagen reißen und auf sein Fuhrwerk werfen, war wie eins und zwei. Dann ein rascher Blick in die Wirtsstube: der Bastian hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und schnarchte; der Wirt zerte ihn schreiend am Ohr hin und her wie ein Schwein, denn es war schon längst über Feierabend. Nach mit dem Halunken, was du willst, dachte Herr Zengerle; während der Wirt drin mit dem Bastian vergeblich brüllte, spannte Herr Zengerle rasch den Schimmel zum Fuchs, koppelte die beiden Wagen hintereinander und fort raste der Kaufmann wie ein verfolgter Rofsbieb. Der Mond stand hoch und leuchtete fast taghell. Da sah unser Fuhrmann vorn auf der weißen Landstraße etwas bliken. Es schien einem Gewehrlauf verzweifelt ähnlich. Wenn jetzt gar noch irgend ein Mörder in die Säcke hinein einen Schuß tat! Darnach blikte es noch einmal, schon deutlicher. Es war eine Helmspitze. Sind denn heut alle Teufel los? Das ist ja ein Gendarm. Mörder oder Gendarm, es war Herrn Zengerle jetzt ganz wurst, einer so lieb wie der andere.

Der Mann des Gesetzes blieb stehen und wartete auf das Fuhrwerk. Dann streckte er den Arm über den Weg: „Halt.“

Jetzt waren die zweihundert Mark also doch noch futsch.

„Wo fährt der Wagen hin?“

„Nach Zehausen.“

„Kann ich mitfahren?“

„Mit Vergnügen!“

„Mit Vergnügen! Wärs't du beim Ruckuck, dachte Herr Zengerle.“

Der Gendarm stieg auf und legte sich seufzend über die Säcke. Er rauchte dabei gemütlich eine Cigarre.

„Sind Sie doch so gut und steigen Sie herauf auf den Sitz. Da haben Sie's kommoder.“

„Nein, nein. Ich will mich legen, denn ich bin hundemüd. Meine Fußsohlen brennen mich.“

„Aber Sie werden entschuldigen, es ist wegen der Säcke.“

„So? Was ist denn drin? Hoffentlich kein Dynamit?“

„Nein, aber Kleesamen, Herr Wachtmeister.“

„Dem macht's doch nichts, wenn ich drauf liege.“

„Aber die Säcke könnten zerspringen und der Samen herauslaufen.“

„Das ist wahr. Gut, ich komme gleich hinauf.“

Untermwegs wollte der Gendarm absolut den Kleesamen beschauen und eine kleine Probe mitnehmen, denn er gedachte große Pläne auszuführen, nämlich ein Ackerlein Klee anzusäen, um damit seine zwei Geißen besser zu füttern. Denn in dem Sakramentsneß, in Dingsda, wo er stationiert war, bekam man entweder keine Milch, oder aber um teures Geld eine gewässerte Brühe, blau wie der Himmel. Drum wollte er gern Kleesamen haben. Dem Herrn Zengerle standen die wenigen Haare, die er besaß, jählings zu Berg. Nein, sagte er, das gehe nicht. In der Nacht öffne er keinen Sack mit Kleesamen, Man bringe ihn vielleicht nicht wieder zu. Auch könne er die Sorte nicht groß rekommandieren.

„So? Und Sie handeln scheint's mit dem Zeug? Oder was tun Sie damit? Wer sind Sie überhaupt? Und was haben Sie da in sußtrer Mitternacht im Land herumzufahren?“

„Ich bin der Kaufmann Zengerle von Zehausen, wenn Sie gütigst erlauben.“

Der Schnauzbart des Gesetzes wurde wieder freundlicher.

„So? Sie sind der Herr Zengerle? Ja, das ist was anderes. Ihren Namen hab' ich in der Gegend schon oft gehört. Ja, Sie sind ein Ehrenmann. Mit Ihnen werde ich nichts zu tun haben. Sie erfüllen die Gesetze. Wenn's nur alle so täten! Freut mich sehr, muß sagen, freut mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.“

„Gleichfalls, Herr Oberwachtmeister, Sie sind noch nicht lange in der Gegend, sonst kennten Sie mich. In Dingsda wohnen Sie?“

„Ja, leider Gottes, seit einem halben Jahr. Wä'r' ich nur wieder im Oberland!“

„Nun, da habe ich ja noch eine Weile das Vergnügen, Sie mitzunehmen.“

Man redete von allerlei. Unter anderem zündete der Herr Gendarm auch eine frische Cigarre an und warf den brennenden Stumpfen achtilos hinter sich. Zu den Wagen? Herr Zengerle schloß die Augen

und machte einen Buckel, falls es hinten ausblühte. Ob's wohl lösging? Ach, der Mensch gewöhnt sich an alles, an jede Gefahr. Herr Zengerle liebte sogar noch zu scherzen, während er den Buckel machte. Es ging aber auch nicht los.

An einem Kreuzweg, als man die Wände der Häuser von Dingsda weiß herüberschimmern sah



Der Gendarm griff mit der rechten Hand, die brennende Cigarre zwischen den Fingern, an einen der Säcke.

wie Gletscher, stieg der Gendarm schließlich ab. Er bedankte sich für das Mitfahren und griff dann mit der rechten Hand, die brennende Cigarre hübsch zwischen den Fingern, ahnungslos an einen der fürchterlichen Säcke. Und jetzt wäre der rechte Augenblick gekommen, wo der Hinkende den geneigten mitfühlenden Leser in heillosen Schrecken setzen könnte, wenn er nämlich die beiden Männer in die Luft segeln ließe. Aber der Hinkende tut das nicht, denn es sind zwei Menschenleben auf dem Spiel und der Gendarm hat eben seine ersten Vaterfreunden genossen. Auch könnte diese Grausamkeit nicht mit der Wahrheit bestehen. Denn Herr Zengerle lebt heute noch, auch der Gendarm, und seine Vaterfreunden verwandeln sich in Vaterseufzer, denn er hat bis jetzt acht Kinder. Aber nahe genug war der Cigarrenbrand am Pulverfaß, und Herr Zengerle dachte schon: In Gottes Namen, ich sag's. Lieber zweihundert Mark als zwei Menschenleben, zumal wenn meins selbst dabei ist. Aber da ließ der Gendarm ab und trat zurück.

„Also, von dem da möchte ich ein halbes Pfund, aber bald.“

„Sehr wohl, sehr wohl, gewiß, alsbald, morgen schon, Herr Oberwachtmeister. Empfiehl' mich bestens. Gut! Nacht, Herr Oberwachtmeister, war mir ein großes Vergnügen. Hüh!“

„Gleichfalls! Gut! Nacht!“

Und noch schneller als bisher rasselte das Fuhrwerk in der stillen Mondnacht dahin. Es war auch merklich leichter geworden; nicht nur um einen langen Gendarm, sondern noch um einen Felsenstein von

mindestens zwanzig Zentner, der dem Schwergelächten eben vom Herzen fiel.

Als Herr Zengerle sich todmüde endlich seiner Behausung näherte, kam ihm die dicke Frau Auguste mit der brennenden Stallaterne entgegen, freudebleich, vor Angst zitternd, so daß die gelbgestreifte Nachjacke schlotterte. Die Zähne klapperien ihr, die jungen Störche auf dem Kirchturm wachten drüber auf und meinten, ihre Frau Mama habe sie gerufen. „Gott sei Lob und Dank, Cölestin, daß du da bist. Was hab' ich heut Nacht schon gebetet! Hast du ihn?“

„Nein, er liegt in Durlach.“

„Was? Der Sack mit . . .“

„Halt 's Maul. Müssen's die Leute im Schlaf hören? Die Säcke sind beide da.“

„Dann ist's gut. Ich will aber diesmal gewiß eine Altarkerze stiften. Ich hab's gelobt.“

Am andern Tag kam endlich auch der biedere Bastian angewandelt, gehörig spundvoll, denn er hatte unterwegs immer wieder pünktlich nachgefüllt, was verloren ging. Dabei sah er verwildert, ungewaschen, zerrissen aus. Er meldete einen langen, verworrenen Schauerroman, wie er zwischen da und da von drei Strolchen überfallen, alles Geldes und auch des Fuhrwerks beraubt worden sei. Aber er habe sie auch, sakreundieh, weiblich verdroschen. Besonders einer werde daran denken, dem habe er das Zifferblatt angemalt, mindestens ein Auge ausgeschlagen, wenn nicht ein paar mehr, dem andern den Plafond verknopft und das Ohr ausgerissen, dem dritten die Borsten gerupft wie einer gebrühten Sau. Hoffentlich fliegen sie alle drei in die Luft, ehe sie erfahren, was in den Säcken ist. Aber beim Gendarm in Dingsda sei er unterwegs auch gewesen, um Anzeige zu machen wegen des Pulvers, damit kein Unglück geschehe.

„Was, du Hornvieh? Beim Gendarm?“

„Wo denn? Soll ich zu einem Siebmacher gehen?“

„Herr des Himmels! Nun kostet's doch noch die zweihundert! Und den Spott! Kerl, was hat der Gendarm gesagt?“

„Nichts hat er gesagt. Wie kann denn ein Gendarm was sagen, wenn er gar nicht da ist?“

„So? Dann bist du also wieder fort, hoffentlich.“

„Nein, ich hörte in der Stube daneben kleine Kinder schreien, da bin ich hinein gegangen, um es der Frau zu sagen. Die war daheim und lag im Bette.“

„Herr, erbarm dich!“ Herr Zengerle sank in den Ledersessel.

„Aber das ist ein Räß, die Gendarmin, obwohl sie im Kindbett ist. Was will der Kerl, hat sie geschrien, der Schnapslump, der stinkende? Hier wird nicht gefochten, hier wohnt der Gendarm! Will er ins Loch? Marsch 'naus, sonst kommt mein Mann heim, marsch! Da bin ich halt wieder fortgegangen. Jetzt können Sie's selber anzeigen. Ich geh' nimmer.“

Herrn Zengerle fiel das nicht ein. Vielmehr, er

sanfte noch am selben Abend ein Paket nach Dingsda an den Gendarm: Kleesamen, Schweizerkäse, Cigarren à 3 Pfennig, denen man's aber nicht ansah, denn sie führten eine stolze Marke: Flor de Habana, und hatten ein vornehmes Format. Für die verehrte Frau Oberwachtmeisterin aber lagen drei Flaschen Lindbettwein dabei, der war gut. In einem höflichen Brief tabellosen schwungvollen Kontorsils bedankte sich Herr Zengerle freudenvoll und tiefgefühltest für den Schutz des Herrn Gendarmen.

Dem Bastian ist allerdings nie klar geworden, wie die Sache eigentlich verlaufen war. Er neigte sich immer mehr der mystischen Ansicht zu, es sei Hexerei und Teufelstrug im Spiel gewesen. Drum verharrte er auch in tiefem, ehrfurchtsvollem Schweigen. Er fragte nichts und verriet nichts. Aber als er an Weihnachten wieder kapitulieren wollte, wurde er mit schlichtem Abschied entlassen, ohne blauen Brief und ohne mündliche Angabe von Gründen. Bastian mußte selbst keine, drum war er geknickt; denn die Pulvergeschichte hatte er fast wieder vergessen und bereits andere Sünden begangen, die ihn viel schwerer bedachten.

Herr Zengerle aber denkt noch an die Schreckensnacht, heute noch, ja so lang er lebt. Denn wenn er des Nachts mit gräßlichem Schrei im Bett fußhoch in die Höhe fährt, daß Frau Auguste schreckensbleich erwacht, dann ist Herr Zengerle wieder einmal mit dem Schimmel in die Luft geflogen; und als er sich langsam zur Erde zurücklenkte, so stand unten der entsetzliche Gendarm mit feurigem Bajonett, um ihn hohngrinsend bran aufzuspießen, und er zielte wahrhaftig genau dahin, wo die gelben Sonntagshosen des Herrn Zengerle am weitesten und rundesten sind.

Unter der Tortur.



Es war ein herrlicher Sommermorgen und noch dazu Sonntag. Sieghaft und golden war die Sonne über den in weiter Ferne graublitzenden Gebirgszügen aufgezogen. Golden tauchte sie ins klare blaue Firmament hinein, von wo sie gleich einer segnenden Priesterin die ihrer Obhut unterstellte Mutter Erde übersah, grüßte, belebte und erwärmte.

Ein frischer, erquickender Wind zog über das grüne, duftende, tauglikende Gefilde. Gleich eiteln Mädchen spiegelten zahlreiche Blümchen in rotem, weißem oder gelbem Gewande sich in der rauschenden Bächlein silbernem Spiegel. In goldenen Wogen bewegten sich die kornangebauten Felder; in hehrer Majestät, mit leisem, dünnem Duft überzogen, dämmerten die an die Berge angelehnten Wälder. Hehr und feiertäglich erschien die ganze Natur, wie mit göttlichem Segen übergossen.

Und in der Weihe dieses Sonntags freute sich

die ganze belebte Welt. Hier auf porzellanklarem Blumentelche summt die fleißige Biene, dort erhebt sich, seine goldgetupften Flügel zu kühnem Fluge ausbreitend, der leichte, lustige Schmetterling, und hoch in der Luft singen die Vögel ihre melodischen Lieder von Liebe und Wonne.

Der Mensch aber, als das vornehmste Glied in der langen Kette der belebten Schöpfung, erhebt den Blick von der Erde zum Himmel, um in Gebeten des Dankes und der Bitte seine Seele zu erheben, sein Herz zu stählen für den heißen Kampf ums Dasein, der keinem erspart bleibt.

Getragen von den Lüften, geisterhaft, doch in fließenden Wellen ziehen der Glocken hehre, laute Töne über Berg und Tal, die Menschen an die Pflicht des Sabbats zu mahnen, zur Einklehr in den Tempel Gottes zu laden.

Nur in Waldstätten, einem nahe bei der Stadt gelegenen Dorfe, wird heute von vielen der pflichtige Kirchbesuch umgangen. Hier flattert die Fahne des Gesangsvereins Kontordia, der einen Ausflug zu unternehmen willens ist, und an diesem Ausflug will alt und jung sich beteiligen.

Unter den herzerhebenden, himmelanstrebenden Tönen eines Volksliedes setzt sich der Zug in Bewegung und in aller Augen blitzt die Freude heiteren Lebensmutes, und niemand hat eine Ahnung, daß dieser Stunde ungetrübten Glückes Stunden unsäglichen Jammers folgen sollten. Aber auch diese frohen, heiteren, durch ein schönes, unschuldiges Unternehmen vereinten Menschen sollten erfahren, daß der Spruch: „Es kann vor Abend leicht anders werden,“ seine volle Berechtigung hat.

In der Stadt begab man sich zur rascheren Erreichung des gesehten Zieles auf die Bahn, unter Lachen, Singen, Jodeln und Pfeifen und herzlichem Plaudern.

Eine Stunde mochte man gefahren sein. Schon tauchten die unklaren Risse einer mächtigen Burg ruine, welche Stattselden, das Reiseziel, überragte, aus dem verschwommenen Horizont auf, schon streckten die Leute die Köpfe aus den Wagenfenstern, schon flatterten bunte Taschentücher grüßend dem Reiseziel zu, da — ein furchtbarer Stoß, ein Fall, ein hundertfältiges Krachen und Splintern, tausendfaches Jammern, Stöhnen und Schreien! —

Die eiserne Brücke war unter der Last der beiden Lokomotiven, die dem Zuge beigegeben waren, gebrochen, — die Maschinen und Wagen stürzten in die Tiefe samt den noch eben so lebensfrohen Menschen.

Es war ein schrecklicher Anblick, der sich hier den entsetzten, schreckensstarrten Augen bot. Die Wagen waren zertrümmert, zerplittert und deren Bestandteile schauten gespenstisch aus dem in seinem Lauf gehemmten und daher hochaufschäumenden Flußwasser. Zwischen den Trümmern eingekleilt aber sah man Menschen jeden Alters und Geschlechts, teils gequetscht und zerrissen, teils tot und aller Schmerzen ledig.

Auf eine abgegebene Depesche waren zwar sofort eine Menge von kundigen Aerzten und Sanitätsmannschaften zur Stelle, welche den Opfern der furchtbaren Katastrophe ihre Hilfe angedeihen ließen, aber die Lage manch eines der Verunglückten war so, daß ihm diese Hilfe mit bestem Willen nicht so



Die eiserne Brücke war unter der Last gebrochen.

fort gewährt werden konnte, weil oft ganze Berge von Trümmern auf ihnen lagen, die erst weggeschafft werden mußten, was bei dem hoch aufspritzenden Flußwasser mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Lage solcher Unglücklichen war schrecklich. Einer aber rief vor allen andern das Mitleid wach. Unter einer Masse von Trümmern waren ihm beide Beine zwischen zwei Eisenpfählen eingeklemmt, und in der schrecklichen Lage mußte er sieben, sage sieben Stunden verbleiben, weil er trotz aller Mühe seitens der Feuerwehr, welche die Trümmer wegräumte, nicht daraus befreit werden konnte. Man tat zwar alles, um einstweilen seine Schmerzen zu mildern, man gab ihm Morphiumeinspritzungen, man suchte wenigstens den Oberkörper weicher zu legen, aber vergebens — der Mann litt zu sehr, als daß ihm auf die Dauer Linderung hätte verschafft werden können.

„Ach Gott, ach Gott,“ rief dieser nun plötzlich im Übermaß seiner Schmerzen, „erbarme dich meiner, ich will sühnen, was ich getan, und bekenne mein Unrecht, — erbarme dich meiner, Gott im Himmel, erbarme dich meiner,“ schrie er in einem fort, und auf die Frage, worin denn sein begangenes Unrecht

bestehe, bekannte er, daß er seinen besten Jugendfreund und Schulkameraden durch einen falschen Eid ins Zuchthaus gebracht habe, worin derselbe seit drei Jahren schmachte (er nannte des Mannes Namen). Der Unglückliche konnte endlich aus seiner furchtbaren Lage befreit werden, aber beide Beine waren in einem solchen Zustande, daß deren Amputation nötig wurde, und er lebte nur noch so lange, daß er sein schweres Vergehen bekennen und bereuen konnte. Dem ihm zur Seite stehenden Geistlichen erzählte er so: Ich und der Felber-Moys waren Nachbarkinder und gingen miteinander zur Schule, und den einen Tag aß ich bei seinen Eltern das Besperbrot, den andern Tag aß er bei uns. Kurz, wir waren unzertrennlich, und dieses schöne Einvernehmen währte, bis wir ins zwanzigste Jahr kamen. Da kam eine junge Lehrerin in unser Dorf, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Und wie wir stets eines Sinnes und Geschmacks gewesen waren, so auch hier: wir fanden beide Gefallen an dem Mädchen und verliebten uns in sie. Aber wenn ich in allen andern Dingen mehr Glück hatte als mein Freund und auch äußerlich gegen ihn im Vorteil war, bei Anna, so hieß das Mädchen, hatte Freund Moys mir entschieden den Rang abgelassen. Sein sanfteres, anschmiegenderes Wesen mußte ihr besser gefallen, und was ich auch anfang, um ihn aus der jungen Dame Gunst zu bringen, alles setzte ihn nur fester in den Sattel, so daß meine Gefühle der Freundschaft für ihn in solche grimmigen Hasses und verzehrender Eifersucht sich wandelten. Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf, wie ich mich des Nebenbuhlers entledigen könnte. Ohne Anna glaubte ich nicht mehr leben zu können, und dann mußte er, das alleinige Hindernis, wie ich wähnte, mir Platz machen. Das stand bei mir fest und nur über das Wie war ich noch nicht mit mir einig. Da kam mir aber der Zufall auf eine Art und Weise zu Hilfe, wie ich es mir in meinen kühnsten Plänen nicht ausgemalt hätte. Vor drei Jahren am zweiten Ostersfeiertag war's, da zog man aus dem Dorfbache, der auf der Südseite des Ortes eine Strecke weit durch üppiges Weidengelande sich zieht und an beiden Ufern von dichten Weiden-, Holunder-, Brombeergebüschen und jungem Baumwerk eingefast ist, den Leichnam eines noch jungen Mannes, und verschiedene Merkmale gaben Zeugnis davon, daß er nicht einem unglücklichen Zufall, sondern einem Verbrechen zum Opfer gefallen war.

Der Mann war ermordet worden, das stand fest. Aber von wem? Es war nichts Bestimmtes in Erfahrung zu bringen, nur der Hirschwirt in B. erkannte in ihm einen Gast, der am Pfingstabend in etwas angeheiteter Stimmung Nachts um elf Uhr noch zu essen bestellt und dazu eine Flasche Wein verlangt hatte, worauf er um halb ein Uhr das Lokal verließ. Nach ihm, so sagte der Hirschwirt weiter aus, habe der Felber-Moys, mein Nebenbuhler, die Wirtschaft verlassen.

So sagte der Hirschwirt und auf diese Ausjagen

hin baute ich meinen Plan zur Beseitigung meines früheren Freundes und nunmehrigen Todfeindes. Ich sprengte aus, daß ich den Felber-Mloys Morgens um zwei Uhr eilig vom Bache, und zwar von der Stelle, wo der Tote aufgefunden worden, hätte kommen sehen, nachdem ich unmittelbar vorher einen markdurchdringenden Schrei gehört habe.

Mloys wurde verhaftet, und da auch andere Umstände, besonders Blutspuren, welche er an den Kleidern trug, gegen ihn zeugten, wurde ihm der Prozeß gemacht. Nach langer Untersuchung, während welcher er in seiner Angst und Verzweiflung immer mehr in Widersprüche sich verwickelte, sprach das Gericht sein Urteil, und 15 Jahre Zuchthaus waren der Lohn seiner vermeintlichen Greuelthat.

Ich aber frohlockte, und nicht ein Funke von Reue über meinen Meineid, dem die Freiheit meines Freundes zum Opfer fiel, fand Raum in meinem Herzen. Nicht eine Regung von Mitleid empfand ich für den bedauernswürdigen jungen Mann, der so lange mein bester Freund gewesen. Ja, mit grausamem Triumph sah ich ihn bei Verkündigung des Urteils vor den Gerichtsschranken zusammenknicken und erbleichen, und selbst sein Tod hätte mich nicht rühren können; denn meine Leidenschaft für Anna hatte mich so sehr verblindet, daß jede andere Empfindung in mir völlig erstarb.

Jetzt, da der Felber-Mloys mir nicht mehr im Wege stand, näherte ich mich allmählich dem Gegenstand meiner Leidenschaft und glaubte nun, als teilnehmender Tröster mein Glück bei Anna machen zu können.



Dem Geistlichen erzählte er sein schweres Vergehen.

Aber ich irrte mich. Hatte sie mich früher kühl empfangen, so wies sie mir jetzt energisch die Türe und klagte mich des Mordes des Geliebten an. „Gehen Sie mir aus den Augen, Scheusal, daß einen Unschuldigen ins Verderben bringen konnte.

Glauben Sie ja nicht, daß Sie mich von der Schuld meines armen Geliebten überzeugen können. Das ist unmöglich, weil ich meinen Mloys besser kenne und von Ihrem Vorgehen völlige Einsicht habe.“

So sprach Anna, um derentwillen ich den Jugendfreund geopfert hatte, und ihre Augen, die sonst so sanft und lieb in die Welt blickten, funkelten in diesem Moment wie die eines blutgierigen Tigers, so daß ich zu längerem Verweilen in ihrem so sauberen und für gewöhnlich so traulichen Jungfernheim keine Lust mehr hatte. Was mir aber mündlich nicht gelang, das suchte ich schriftlich durchzusetzen. Ich beteuerte Anna in den rührendsten Worten meine Unschuld, suchte sie mit der ganzen Beredsamkeit eines verliebten Menschen von der Schuld des Felber-Mloys zu überzeugen. Allein sie blieb dabei: „Der Felber-Mloys ist unschuldig, du aber bist sein Mörder, und selbst, wenn er schuldig wäre, würde ich ihn noch zehntausendmal dir vorziehen.“

Ich merkte, daß ich hier nichts mehr zu hoffen hatte, und freute mich nur, daß, da ich nicht glücklich werden konnte, sie und ihr Mloys auch darauf verzichten mußten.

„Das ist meine Geschichte,“ fuhr der Unglückliche stöhnend fort, „heute aber habe ich erfahren, daß die Vergeltung nie ausbleibt. Sie hat auch mich erreicht. Ich fühle es, daß meine Stunden gezählt sind, und in diesem Bewußtsein empfinde ich die ganze Größe meiner Schuld und bitte Sie, Herr Pfarrer, mein Bekenntnis vor die Obrigkeit zu bringen, damit einem Unschuldigen die Freiheit zurückgegeben werde und ich nicht noch über das Grab hinaus Unheil anrichte.“

Der Geistliche entsprach der Bitte des Sterbenden, der Felber-Mloys wurde gerechtfertigt seiner Gefangenschaft entlassen und feierte mit seiner Braut, die ihm auch in den Tagen des Unglücks die Treue bewahrt hatte, das Fest der Wiedervereinigung, die gar bald durch den Segen des Priesters eine Vereinigung fürs Leben wurde und nun durch nichts mehr gestört werden konnte.

Der Mann aber, der so unsägliches Unglück über die beiden Liebenden gebracht und sich durch einen Meineid an Stelle des begünstigten Nebenbuhlers hatte setzen wollen, starb unter entsetzlichen Qualen sowohl des Leibes als der Seele.

### Von falscher Scham verführt, durch berechnete Scham bekehrt.

„Komm, Dobelbauer, sei kein Waschlappen und geh ein bißel mit in den Adler, wo man dich schon so lang nicht mehr gesehen hat,“ sagte der dicke Mathislebauer, ein Patentwirtschauhocker. „Seit du verheiratet bist, bist gar nicht mehr zum Genießen. Früher warst überall dabei, wo was los war, aber heute, na, dein Marell muß den Pantoffel nicht übel über dir schwingen, daß du dich keinen Schoppen mehr zu trinken getraust. Komm mit,

menn du nicht allen rechtschaffenen Mannevölkern zum Gespött werden willst."

"Das ist nicht wahr," entgegnete der junge Dobelbauer, ein hübscher, kraushaariger Mann von 26 Jahren, "das ist nicht wahr, daß mein Mareili mich unter dem Pantoffel hat, und es versucht's auch nicht, mich darunter zu bringen. Aber lieb und gut ist's, fleißig und sparsam, und da muß ich ihm schon ein bißel nachmachen, wenn ich seiner wert sein will. Wenn ich früher mehr ins Wirtshaus ging, so hatte das seinen guten Grund. Der Vater war alt und wunderbar, die Mutter hörte nimmer gut, so daß ich mich in ihrer Gesellschaft oft langweilte, und drum hab' ich dann mein Pläster auswärts gesucht. Das ist nun nicht mehr nötig. Ich und mein Mareili verstehen uns und wissen uns prächtig zu unterhalten bei den langen Winterabenden. Mareili spinnt fleißig, erzählt zwischenhinein eine Geschichte, wir besprechen den Haushalt, den Lauf der Welt, so weit wir etwas davon verstehen, und haben Freude aneinander. Nach dem Trinken verlangt's mich nicht, und wenn ich doch 'mal eine Stärkung bedarf, nun, dann haben wir Wein und Most im Keller, an etlichen Stroflaschen Kirchwasser fehlt es auch nicht, und den Kaffee weiß mein Mareili besser als die Adlerwirtin zu bereiten. Jetzt sag, Mathislebauer, was mich zum Wirtshausgehen veranlassen sollte. Würde es wirklich nicht."

"Nun," sagte der Mathislebauer, "man muß doch ein bißel mitmachen, mit den andern leben, wenn man nicht als ein Stubenhocker angesehen und verschrien werden will. Zudem erfährt man im Wirtshaus manches, von dem man sich daheim nichts träumen läßt. Der Wirt will auch leben und eine Partie Sechszwanzig nebst einigen Glas Wein darf sich ein Bauer erlauben. Aber mir scheint eben doch, daß du dein Mareili fürchtest, sonst hättest nicht so jählings allen Verkehr mit uns Mannen abgebrochen."

"Und 's ist nicht wahr, sag' ich," erwiderte der Dobelbauer beleidigt. "Meine Frau hat durchaus nichts dawider, wenn ich ein Glas Wein oder Bier trinken oder eine Stunde ausgehen will. Durchaus nicht, sag' ich dir."

"Deine ehemaligen Kameraden sind aber der Meinung, und ich habe schon da und dort munteln hören, daß du durch dein Weib selbst zum Weib geworden seiest, während sie die Hosen angezogen habe. Drum gehst jetzt mit, Dobelbauer, und zeigst durch die Tat, daß du nach wie vor der Mann bist."

"Das kann ich," sagte dieser, "daß das dumme Schwätz aufhört. Meine gute, liebe Frau ein Hausdrache und ich ein Pantoffelheld! Es wär' zum Lachen, wenn's nicht gar zu unsinnig wär'!" Und er ging alsobald mit dem Mathislebauer, um durch sein Erscheinen im Adler die dummen Gerüchte zu widerlegen.

Der Adlerwirt und dessen Gäste empfingen den Dobelbauern mit lautem Hallo. "Guten Abend, Dobelbauer," sagten sie nach dem ersten Sturm

freudiger Erregung. "Setz dich und stoß an. Ist recht, daß du wieder 'mal da bist. Aber lang ist's gegangen, bis du von deinem Mareili Urlaub bekommen hast. Ja, ja, wenn sie lebig sind und gern einen hätten, dann drücken sie so zucker süße Gesichter hin, als ob sie lauter Heilige wären. Sind sie aber einmal unter der Haube, dann zeigen sie die Zähne, lassen den Schnurrbart wachsen und streiten mit dem Mann um die Hosen. Und wenn sich einer nicht gleich im Anfang auf die Hinterfüße stellt, hat er's zeitlebens verspielt. Drum wehr dich, Dobelbauer, und laß dich von deinem Weibe nicht ins Bockshorn jagen."

"Keinen Schluck trink' ich mit euch," entgegnete der Dobelbauer, "wenn ihr meine Frau nicht in Ruhe



"Keinen Schluck trink' ich mit euch, wenn ihr meine Frau nicht in Ruhe laßt."

laßt. Sie ist brav und rechtschaffen, und ob ich ausgehe oder nicht, sie ist an einem so unschuldig als am andern."

"So trink doch und sei nicht gleich so aufg'regt, Dobelbauer," sagte der Rankbauer, "waren doch immer gute Kameraden, da wirst du doch ein bißel Spaß verstehen. Dein Mareili soll leben und du daneben, aber jetzt trink, oder du machst mich böß," und er hielt dem Dobelbauern sein frischgefülltes Glas hin.

Dieser ließ sich besänftigen, und es dauerte nicht lange, so saß er in schönster Eintracht mit den andern beim Schoppen und Kartenspiel und zwar bis Nachts elf Uhr, wo er von wegen der Polizeistunde heim mußte.

Der Nazi und der Rankbauer begleiteten ihn eine Strecke Weges und gaben ihm noch allerlei "heilsame" Ermahnungen, wie: "So, jetzt bist auch

wieder ein Mann gewesen, und wir hoffen, daß du es in Zukunft auch bleibst. Man kann die Frau doch gern haben und ein rechtschaffener Familienvater sein, wenn man auch hie und da einen Schoppen trinkt und an einem Kartenspiel sich beteiligt. Alles hat seine Zeit, sagt Salomo, und wer sich zwischen seine vier Wände verkriecht, wird einseitig und ungenießbar. Jetzt gut Nacht und komm auch wieder morgen Abend," sagten sie, dem Dobelbauer beim Mattweg, der in sein Gehöfte führte, die Hand reichend, „und laß dich von deiner jungen Alten nicht 'nunterkriegen.“

Der Dobelbauer, der infolge seiner langen Enthaltfamkeit dem Weine nicht mehr so stand zu halten vermochte, wankte etwas unsicher seinem Hofe zu. Er hatte nicht gerade einen Rausch, aber ein ganz komplettes Spitzerte.

Etwas im Gewissen beschwert, trat er an das Bett seines Mareili, und als sie, durch sein Geräusch erweckt, die Augen aufschlug, küßte er sie unter den Worten: „Mareili, lieb's Mareili, sei mir nicht böß, weil ich so spät heimkomm', es hat sich halt grad so g'fügt heut.“

„Warum sollte ich böß sein, Franz?“ fragte Mareili verwundert. „Glaubst, daß ich dir ein Glas Wein und einen fröhlichen Abend vergönne? Andere Männer gehen ja auch zum Abendschoppen, warum sollte es dir verboten sein? Aber jetzt, Franz, ist's schon ziemlich spät, also geh in Gottes Namen zu Bett.“

Der Dobelbauer war entzückt über sein Mareili. Nochmals es herzlich küßend, folgte er ihrer Weisung, und nicht lange, so lag er im weichen Pfühl und schlief, nebenbei durch Schnarchen seine Gegenwart beweisend, den Schlaf des Gerechten.

„Wirst dich gestern Abend böß verwundert haben, Mareili,“ sagte er bei der Morgensuppe, „daß ich so lang fortgeblieben bin. Aber weißt, im Adler sollen sie nicht sagen, daß du über mir den Pantoffel schwingst. Daburch kämen wir beide in ein schiefes Licht, du würdest für ein giftiges Weib und ich für einen schlottrigen Mann angesehen. Dies zu vermeiden, werd' ich künftig mehr den Adler besuchen und zwar unbeschadet der Liebe zu dir. Denn weißt, wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen, sofern man nicht selbst g'fressen werden will.“

„Hab' ja gar nichts dagegen, Franz, wenn du's nur nicht gar zu lange ausdehnest. Das lange Warten auf den Mann ist immer eine beunruhigende Sache. Tausend und aber tausend Vorstellungen fahren einem durch den Kopf, und die Minuten werden zu Stunden, zu langen, bangen Stunden. Bald glaubt man den Mann verunglückt, bald sieht man ihn unsinnig berauscht oder gar auf Abwegen, deren Begehen am schwersten verziehen werden kann. Die Nacht ist eben des Menschen Freundin nicht, sie ist es, die einem alles in der schreckhaftesten Gestalt vormalt. Also geh, lieber Franz, geh zuweilen Abends in den Adler, damit man nicht dich für einen

Stubenhocker und mich für eine Kreuzspinne ansehen möge. Aber nimm dich hübsch zusammen, was du machst. Denn schau, der Teufel ist allemal ein Schelm. Wenn man ihm einen Finger reicht, nimmt er gleich die ganze Hand.“

Und Mareili hatte recht. Auch bei ihrem Franz ging es so. Erst blieb er eine, höchstens zwei Stunden Abends aus, dann drei und vier, und aus den zwei im Anfang getrunkenen Schoppen wurden nach und nach vier, sechs, acht bis zehn, so daß er nicht selten betrunken nach Hause kam, zu Mareilis großem Kummer und Herzeleid.

So ging es zwei Jahre fort, und die arme Frau fürchtete schon, daß es nimmer enden, sondern immer nur ärger werden würde. Da passierte etwas, was den guten Franz plötzlich wieder auf den rechten Weg brachte.

An einem Sonntagnachmittag ging er nämlich wie gewohnt gleich nach dem Essen hinauf in den Adler, wo er seine Zechkumpane schon vollzählig versammelt fand.

Man setzte sich zum Kartenspiel, man trank tapfer dazu, nahm auch etwas Festes unter die Zähne und Nachts tanzte man sogar nach den ohrenbetäubenden Weisen einer Handharmonika, die der Müllerchristel, ein Lustikus erster Güte, vortrefflich zu spielen verstand. Kurz, es wurde bis Morgens um drei Uhr fortgezecht, und der Dobelbauer meinte noch, so wohl habe er sich seit Jahren nicht gefühlt.

Als er aber daheim in den weichen Pfulben lag, wurde es ihm doch ein bißel minder wohl. Der Kopf fing zu brummen an, der Magen wollte auch nicht recht parieren, und eine beängstigende Mattigkeit überfiel ihn.

Sein Mareili, das während der Nacht zahllose Tränen vergossen hatte, sagte nichts, und auch am Morgen stellte es dem Bauern die Suppe ruhig und wortlos auf den Tisch.

Aber gerade diese Ruhe, die nicht frei von einer Art Verachtung war, tat dem Bauern in der Seele weh. Das Gewissen erhob sich mit Macht und sagte ohne alle Einleitung: „Schäme dich, Dobelbauer Franz, nicht nur vor andern Leuten und dir selbst, nein vor den Steinen dich zu schämen hast du alle Ursache. Hast so ein ordentliches, braves Weibchen, und du benimmst dich wie ein Gassenbube, hochst ganze Nächte ins Wirtshaus, tußt wüßt und achtest nicht der vielen Tränen, die dein treues Mareili im stillen um dich weint.“

Und der Dobelbauer getraute sich die Frau nicht anzusehen. Ihr trauriger, matter Blick war ein Vorwurf für ihn. Auch die Morgensuppe berührte er nicht. Still wie die Frau der ihren, so ging er seiner Arbeit nach. Er schirrte die Pserde ein und fuhr hinaus ins Feld, um einen Acker zu pflügen.

Trotzdem der Katzenjammer seine Sinne gefangen hielt, ging das Geschäft vorzüglich; denn die Pserde hatten sich über Sonntag besser ausgeruht als ihr Herr und taten infolgedessen ihre Schuldigkeit. Mit dem Esuhrläuten war der Acker umgefahren, und



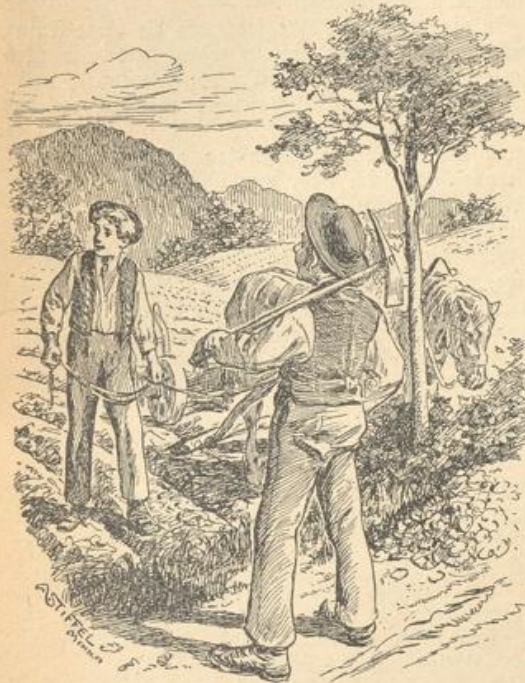
*[Marginal notes in a smaller script, partially illegible.]*



der Dobelbauer schirte die Pferde aus, um sich mit ihnen auf den Heimweg zu begeben; denn hatte ihn am Morgen die Rahmsuppe nicht zu reizen vermocht, jezt nach getauer Arbeit verspürte er Hunger.

Da kam der Bläfibauer, der auf einer Matte beschäftigt gewesen war, mit einer Haue auf der Achsel des Weges gegangen.

„Ich dank' dir auch schön, Dobelbauer,“ sagte er mit verschmitztem Lächeln, „daß du mir meinen Acker umgefahren hast. Wollte dieser Tage selbst dran. Nun du aber in so freundschaftlicher Weise



„Ich dank' dir auch schön, Dobelbauer, daß du meinen Acker umgefahren hast.“

die Arbeit getan, bin ich derselben gottlob überhoben. Nochmals: Vielmal's vergelt's Gott!“

Der Dobelbauer machte große Augen und verständnislos schaute er eine Weile den Bläfibauer an. „Ja, was meinst du denn, Bläfibauer?“ fragte er endlich.

„Nun, was ich gesagt habe, meine ich: Du hast heute meinen statt deinen Acker umgefahren.“

Der Dobelbauer stand und starrte. Wie aus den Wolken gefallen, überschaute er das bearbeitete Grundstück. Dann kratzte er sich hinter den Ohren, er wurde rot und weiß vor Scham und glaubte unter ihrer Wucht in den Boden sinken zu müssen.

„Du hast bei Gott recht, Bläfibauer,“ kam es endlich von seinen Lippen. „Ich habe in meinem Klagenjammer deinen Acker für den meinigen angesehen. Ich will dir aber gern mit Noß und Pflug umsonst gearbeitet haben, wenn die Sache nur nicht ruckbar

wird. Gelt, Bläfibauer, du sagst niemand etwas davon,“ bat er mit flehender Stimme und zitternder Gebärde. „Denk' die Schand', wenn es rauskäme!“

Der Bläfibauer versprach strenge Verschwiegenheit. Aber nichtsdestoweniger war des Dobelbauern Schwabenstreich schon drei Tage später im ganzen Orte bekannt. In den Wirtschaften, am Brunnen, in den Stuben und Küchen bildete eine Zeit lang dieses komische Ereignis den Hauptteil der Unterhaltung, und als der Dobelbauer eines Abends in den Adler kam, wurde er mit brausendem Hallo empfangen und von allen Seiten wurde er zum Acker eingeladen; denn was dem Bläfibauer billig, das sei den andern recht u. s. w.

Der Dobelbauer wurde krebsrot. Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe fuhren, und sagte: „Daß ich dem Bläfibauer den Acker umgefahren, ist allerdings ein verlachenswertes Unternehmen. Aber, wer ist schuld? Ihr, die ihr mich von meinen Wegen abgebracht habt. Zum Dank nun verlacht ihr mich. Werdet aber nie mehr Ursache dazu finden. Heut' war ich zum leztenmal hier, das schwöre ich beim lebendigen Gott,“ und er stürmte hinaus und heimwärts, seinem jubelnden Mareill in die Arme.

„Mareill,“ sagte er, „die falsche Scham hat mich ins Wirtshaus getrieben und dir und meiner Pflicht entzogen. Die verdiente Schmach bringt mich wieder zurück. Von heute ab diene ich nur noch dir und meinem Hauswesen, mögen andere darüber lachen oder greinen, ist mir egal. Seiner Solidität braucht sich ein Mann nicht zu schämen, wohl aber einer Dummheit, wie ich sie leztthin auf des Bläfibauern Acker gemacht.“

Das Mareill schloß den wiedergefundenen Mann in seine Arme und sagte unter Freudentränen: „Gott sei Dank, Franz, für deine begangene Dummheit, wenn sie solches Ergebnis hat. Jezt beginnt wieder ein neues Leben bei uns.“

Und sie hoffte nicht zu viel, wie die Folgezeit erwies. Der Franz blieb fortan ein solider Mann und wurde einer der tüchtigsten und wohlhabendsten Bauern der ganzen Gegend.

### Herr Martin.

Der Herr Martin — der geneigte Leser kennt ihn sehr gut — wollte in seinen älteren Tagen noch einmal heiraten, und zwar eine Witwe, an der alles rund und freundlich war, vornehmlich der Geldsack. Aber die Kunde wollte nicht. Es sei ihr soweit alles recht, aber Herr Martin habe eine rote Nase und sie sei Temperenzlerin aus Überzeugung. Was tut man nicht in diesem Fall? Herr Martin ging gleichfalls in die Temperenzlerversammlungen, und siehe da, die Witwe sah ihn alsbald mit ihren freundlichsten Augen an. Nun fand einstmals wieder so ein Vortrag statt, von einem Professor, über Kaffeesorten und -bereitung. Die begeistertsten

Temperenzler nahmen sich sogar eine Tüte voll von dem Kaffee mit, den der Professor ausstellte. Das sei ein Kaffee, der mache Tote lebendig, rufe Sünder zur Buße, trable die Wand 'nauf, so stark sei er, gleich dem besten Rheinwein. Herr Martin tat desgleichen und steckte auch eine Tüte in die Rocktasche. Dann aber, als die Geschichte glücklich aus war, wandelte er wohlgenut und gemächlich der Bahnhofrestauration zu, um sich zu stärken. Denn von dem Kaffeegegeschwätz war ihm ganz läpprig im Gedärm und Gemüt geworden. Er trank einen Cognac, dann noch einen, dann etliche große Schoppen Pilsener. Wie er so im besten Zuge war und die Ubligkeit schon fast überwunden hatte, da öffnete sich auf einmal die Tür zur Restauration, und herein tritt der Professor, umgeben und umschwärmt von einem halben Duzend begeisterter Temperenzlerinnen, darunter auch die geliebte runde Alma. „Kellner, etliche Flaschen Sodawasser, aber vom stärksten,“ rief der Professor. Herr Martin aber entfloß eilends durch die Hintertüre auf den Bahnsteig hinaus, barhäuptig, ohne Überzieher. Es konnte ja nicht lang dauern, so kam der Schnellzug und führte den Professor weg. Allein der boshafte Schnellzug hatte eine Stunde Verspätung. Herr Martin mußte also geduldig warten, wollte er nicht Hut und Überzieher opfern. Denn die Temperenzler blieben lustig drinnen sitzen und feierten ein ausschweifendes Sodawassergelage. Auf dem Bahnsteig war's aber jugig und Herr Martin spürte schon wieder seine Kopfgicht in dem kahlen Schädel. Also versuchte er, in einen kleinen, offenen Güterschuppen zu treten. Dort setzte er sich auf einen Sack und schlief ein. Plötzlich fühlte er sich heftig am Genick geschüttelt, er erwachte und starrte in eine Laterne, die ihm vors Gesicht gehalten ward.

Herr Martin schwur bei allem, was einem Menschen heilig ist, er sei der Herr Martin, und so und so sei es gegangen. Man möchte doch den Stationsvorstand wecken. Der kenne ihn. Die zwei Schuppenteile wollten zwar davon nichts wissen,



Er erwachte und starrte in eine Laterne.

aber der Beamte befahl es doch. Der Stationsvorstand kam nach einer Weile im Schlafrock herunter und erkannte lachend und staunend den unglücklichen Gefangenen.

„Was tun Sie denn Nachts im Güterschuppen?“

„Ich habe mich verirrt.“

„So? hm? Herr Martin? Meine Frau sagte mir, Sie seien heute Abend im Kaffeevortrag gewesen? Hat Sie das so betäubt?“

„Herr Eichenmeyr, lassen Sie mich gehn, verzeihen Sie nichts, oder ich bin ein unglücklicher Mann.“

Der Stationsvorsteher war ein guter Freund von Herrn Martin. Er fragte einstweilen nichts weiter, sondern rüffelste die zwei Arbeiter gründlichst ab, die gesenkten Hauptes die scharfe Predigt anhörten. Dann gab Herr Martin jedem zum Trost einen Taler, der Vorstand drohte aber den Arbeitern mit dem Zuchthaus, wenn etwas von ihrem Gelstreich an die Öffentlichkeit käme. Dann empfahl sich Herr Martin.

Aber zu den Temperenzlern ist er nicht mehr gegangen und Witwer ist er auch noch.

**Ja, daß ist was anderes.**

Der Schlerjepp und Wagnersteffens Heiner waren Schulkameraden und kamen später bei einem und demselben Meister als Schlosserlehrlinge unter.

Als die Lehrzeit vorüber war, trennten sich ihre Wege auf einige Jahre. Der Schlerjepp ging in

„Hemmer dich emol, verfluchter Sackaufschlitzer, du Kaffeedieb? Alter Freund, jetzt heekt's annerst. Raus da, nix wie mit!“

Zwei Kerle schleppten und stießen den Schlaftrunkenen wie einen Raubmörder vor den jungen Beamten, der Nachtdienst hatte.

„Do is er, der Kaffeedieb. Mer hemwe de Schuppe extra uffgelockt und do is er in die Fall' gange. Taschen 'rumgedreht, ob er was hot oder net.“

Richtig, in der Tasche besand sich eine Tüte voll Kaffee. Die Unmenschen lachten wie Teufel, und einer gab dem Herrn Martin einen sanften Buß ins Kreuz.

„Sie entschuldigen, ich bin ja der Herr Martin!“

„So kann jeder Spitzbub heeße. Martin oder Michel oder Seppel, verwischt is verwischt, als nix wie uff die Volezei!“

Durch den Spektakel angelockt, kam nun auch noch der Kellner herbeigeschossen, den Finger in der Westentasche. „Das ist der Herr, der mit der Zeche durch ist,“ sagte der Kellner entrüstet.

„Franz, das kost' dich ebbes, daß mer den verwischt hawwe. Uff den passe mer schon lang. Als fort jetzt, uff die Volezei. Sollte mer'm die Händ verbinne?“

Herr Martin.

... - der genante ...  
... wollte in seine ...  
... ten, und zwar ein ...  
... fremdlich war, ...  
... wurde mehr ...  
... aber Herr Martin ...  
... Temperenzlern ...  
... ist in diesem ...  
... die Temperenz ...  
... Witter sah die ...  
... an. Was nach ...  
... zeit, von dem ...  
... Acemanz. Die

die Fremde, bereifte Städte und Länder, und Wagnersteffens Heiner blieb zu Hause, nicht, weil er etwa ein „Fürchtputz“ gewesen wäre, sondern weil er eine alte Mutter zu unterstützen hatte, was besser geschehen konnte, wenn er bei ihr blieb. Denn von dem Gelde, sagte er, was er auswärts für seinen Lebensunterhalt auszugeben genötigt wäre, könnten er und die Mutter gut leben, wenn sie beisammen blieben.

Nach einigen Jahren kam auch der Ohlersepp wieder nach Hause, aber wenn die Freude des Wiedersehens unter den beiden Kameraden auch eine ungeheuchelte und ungetrübte war, in der Folgezeit schoben sich doch bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen die ehemaligen Freunde, und es zeigte sich, daß der Ohlersepp ein ganz anderer geworden war. Klüger und gewandter war er allerdings in der Fremde geworden, das mußte ihm der Neid lassen. Er wußte sich zu kleiden, war artig im Benehmen und seine Rede gewählt. Nebenbei aber krankte er an unheilbarer Unzufriedenheit, er war mit Gott und der Welt zerfallen und räsonierte Tag und Nacht und glaubte, wenn er am Staatsruder wäre, würde die Welt zu einem „urigen“, vollendeten Paradiese sich wandeln. Aber das sei es eben, daß das dumme Volk immer nur vornehme Herren und geborene Tyrannen in die Parlamente schicke, die dann die Gesetze zu ihren Gunsten machten. Leute aus dem Volk, die das Volk verständen und das Herz auf dem rechten Fleck hätten, müßte man ans Ruder tun, dann gäbe es Ordnung in der Welt, Recht und Gerechtigkeit würden zur Geltung kommen und den Tyrannen das Handwerk gelegt werden.

Und wenn dann der Wagnerheiner ihm entgegenhielt, daß er von der Tyrannei noch nichts verspürt und daß man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten dürfe, d. h. um einiger industrieller Gauner willen nicht die ganze vornehme Gesellschaft verdammen könne, weil es unter allen Ständen Menschen von jeder Gattung, gute und böse, gäbe, dann wurde der Ohlersepp wild und sagte: „Ach was, Heiner, das verstehst nicht. Woher auch? Bist ja zeitlebens an der Mutter Schurzband hängen geblieben. Du mußt erst einige Zeit die Nase in die Welt hinausstecken und sehen, was alles vorgeht. Die Arbeiter müssen sich halb tot schinden, bekommen einen Hungerlohn, sollten kein Wort reden, und die Herren führen ein Luderleben. Wenn er Fabrikant wäre, er, der Ohlersepp, er würde den andern mit gutem Beispiel vorausgehen, er würde ihnen zeigen, welche Behandlung ein Arbeiter mit Recht fordern könne, überhaupt, wenn er Vermögen hätte, er würde es mit minder Begüterten teilen. Er sei keiner von denen, die einen halben Ochsen neben einem Hungrigen verspeisen können, ohne zu fragen: „Willst auch einen Bissen?“

So räsonierte der Ohlersepp. Es begab sich aber und geschah, daß er einen nicht unbedeutenden Lotteriegewinn einheimen konnte, so daß er vom armen Arbeiter zum vermöglichen Manne wurde.

Nun wird er seine Bazen genommen und zum allgemeinen Besten verwendet haben; dort wird er den alten Wellenmacherfrieder, der ein Bein gebrochen und infolgedessen schon wochenlang nichts mehr verdienen konnte, unterstützt, hier die Bederlies, eine Witwe mit acht Kindern, in etwas aus der Not gehoben haben, wird mancher denken. Aber fehlgeschossen, mein Freund. Der Ohlersepp ließ sich wohl ein paar moderne Anzüge machen, er kaufte einen goldenen Zwicker auf die Nase, Uhr und Kette wurden auch vom edelsten Metall beschafft; er ließ sich Braten mit Salat wohl schmecken, war auch den sauren Leberle und den Z'Münischoppen nicht abgeneigt, kurz, er wußte das Leben zu genießen, trotz einem. Von der Not der Nebenmenschen aber, die er vordem in so grellen Farben zu malen verstand, wurde er jetzt ganz merkwürdigerweise nichts mehr gewahr. Der arme Wellenmacherfrieder, der so armselig bereits jeden Tag an ihm vorbeihumpelte, die Bederlies mit ihren hungrigen Kindern, die Handwerksburschen, um deren Wohl und Wehe er



Er ließ sich Braten mit Salat wohl schmecken.

früher so bekümmert war, sie alle waren Luft für ihn, seitdem er ein vornehmer Herr geworden, ja nicht einmal seinen alten Freund, den Wagnersteffens Heiner, würdigte er mehr seines Umgangs, schon deshalb nicht, weil er sich durch dessen Gegenwart in seinem Leben geniert sah.

Zufällig aber begegnete ihm eines Tages Wagnersteffens Heiner auf der Straße. Er wünschte ihm aufrichtigen Herzens Glück zu seinem Gewinn und sagte unter anderem: „Du wirst jetzt auch den armen Leuten ein bißchen helfen, Sepp. 's ist Winter, viele haben keine Arbeit und die Not daher in mancher Hütte groß.“

„Wenn ich allen helfen sollte,“ entgegnete der Ohlersepp, „dann hätte ich schon morgen Abend



nichts mehr und würde die Zahl der Bettler um einen vermehren. Erst sollen die Millionäre in den Sack greifen, dann werde ich auch sehen, was sich tun läßt. So lange aber die andern ihr 'Sack' behalten, behalte ich das meine auch."

"Das stimmt aber schlecht zu deinen früheren Reden, Ohlersepp. Hast du nicht immer über des gemeinen, armen Mannes Not gemammert und über die Geldprozen, die kein Herz haben, geschimpft? Und jetzt, da du Geld hast, tußt du es ihnen ganz gleich."

"Ja weißt, Heiner, jeder Mensch unterliegt einem Verdeprouz, nicht nur im Physischen, auch im Moralischen. Was man heute für recht hält, wirft man morgen über den Haufen, weil eben die Erkenntnis mit jedem Tage zunimmt und die Anschauungen insolge dessen andere werden. So ist es auch bei mir gegangen. Habe ich früher für die bedrängte Armut eine Lanze gebrochen, so weiß ich heute, daß sie niemals aus der Welt zu schaffen sein wird."

"Und ich weiß," entgegnete Wagnersteffens Heiner, "daß das ganze Humanitätsgeschrei, der Aufruhr gegen die Besitzenden meist im blaffen Neide wurzelt. Denn es ist am Tag und offenbar, daß die größten Schreier die herz- und gefühllosesten Subjekte werden, sobald Madame Fortuna sie in die Höhe hebt und mit blanken Goldstücken ihnen den Mund stopft. Mit dem Wechsel des Besitzstandes wechselt in den meisten Fällen die Gesinnung. Nur wenige Menschen bewahren zu jeder Zeit und unter allen Umständen und Verhältnissen ihre wohlüberlegte Meinung, und das sind Charaktere, die Edelsten und Besten der Nation. Die Egoisten, und in diese Rubrik gehört die Mehrzahl der Ebenbilder Gottes, reden und kämpfen immer für den Stand, dem sie jeweils angehören. Der Arbeiter, der heute über Geldprozen, Ausbeuter und Tyrannen schimpft, kehrt seinen Spieß gegen die Arbeiter, sobald er durch die Gunst des Schicksals selbst "Herr" wird, und der Herr, der an den Arbeitern keinen guten Faden läßt, jammert über deren Not, wenn er selbst einmal das Brot untergeordneter Arbeit essen muß. Und du, Ohlersepp, bist auch ein Beweis für meine Behauptung. Du bist ein Herr geworden, fühlst und gibst dich als Herr und kennst deine früheren Freunde nicht mehr. Ich aber bin ein Arbeiter geblieben und drum müssen unsere Wege sich trennen. Adieu!"

**Buchstäblich befolgt!**

In der kleinen Stadt Dunkelhausen, deren Mittel nicht hinreichten, die Stadt Nachts zu beleuchten, erließ der gestrenge Bürgermeister einst das Gebot, es solle fürderhin niemand nach Eintritt der Dunkelheit ohne Laterne über die Straße gehen. Sollte einer dieser Verordnung nicht nachkommen, so sei er, wes Standes er immer wäre, mit einer strengen Strafe zu belegen.

Am Morgen hatte die ganze Bewohnerschaft den

Befehl vernommen und am Abend desselben Tages verhaftete der Polizeidiener einen Mann, der, dem Gesetze hohnsprechend, kein Licht bei sich führte. Er brachte ihn sofort vor den Bürgermeister, damit er seine Strafe erleide. Als der Bürgermeister sah, daß er einen der angesehensten Bürger der Stadt vor sich habe, sprach er: "Ich bedaure, daß das Gesetz, dessen Befolgung zur unabänderlichen Pflicht gemacht ist, mich zwingt, einen so braven angesehenen Mann zu bestrafen. Allein ich muß um so unnachsichtiger vorgehen, da es einen übeln Eindruck macht, wenn der gemeine Mann sieht, daß Leute Ihres



Er brachte ihn sofort vor den Bürgermeister.

Standes in Mißachtung des Gesetzes ihm vorangehen."

"Ich habe das Gesetz nicht übertreten," entgegnete der Angeklagte ruhig.

"Haben Sie das Gesetz gelesen?" fragte der Bürgermeister.

"Allerdings," antwortete der Bürger, "aber es ist möglich, daß ich es falsch verstanden habe, und ich möchte Sie bitten, es mir nochmals vorzulesen. Ich werde dann sehen, womit ich das Gesetz verletzle."

Der Bürgermeister verlas das Gesetz, dessen Worte bestimmt lauteten: "Es soll niemand nach Sonnenuntergang ohne Laterne über die Straße gehen."

"Ich habe ja eine Laterne," rief der Angeklagte und zog eine große Laterne unter seinem Mantel hervor.

"Hm!" brummte der Bürgermeister, "Sie haben wohl eine Laterne, aber es ist kein Licht darin."

„Dagegen muß ich respektvoll erwidern, daß in der Verordnung nichts von einem Licht steht. Sie befiehlt bloß, daß man nicht ohne Laterne ausgehen soll. Die Laterne ist hier, und Sie sehen, daß ich, wie es einem braven Bürger ziemt, dem Geetze streng Folge geleistet habe.“

Das war nun freilich wahr; und wie oft der Bürgermeister seine Verordnung auch überlesen mochte, fand er, daß das Geetz an einem Mangel litt, und der Angeklagte mußte freigesprochen werden.

Am andern Morgen erschien sofort ein neues Geetz, das also lautete: „Niemand soll nach Sonnenuntergang ohne Laterne und einem Licht darin über die Straße gehen.“

Als es Abend geworden war, sah der suchende Polizeidiener abermals einen Mann über die Straße gehen, der das Geetz verletzte. Der Mann hatte zwar eine Laterne, aber sie war nicht beleuchtet.



„Hier ist die Laterne und das Licht darin.“

Sofort verhaftete er ihn. Es war derselbe Bürger, den er gestern festgenommen hatte. Er wurde wieder vor den Bürgermeister geführt. Dieser rebete ihn streng an: „Wie? Nachdem Sie die Ursache waren, daß das Geetz verändert wurde, handeln Sie nochmals gegen dessen deutliche Vorschrift? Sie kennen doch das Geetz?“

„Jawohl,“ entgegnete der Bürger, „aber es wäre doch möglich, daß ich etwas übersehen habe. Sie würden mich verbinden, Herr Bürgermeister, wenn Sie mir die Verordnung nochmals vorlesen würden.“

Es geschah, und da stand ganz deutlich, daß niemand ohne eine Laterne und ein Licht darin über die Straße gehen solle.

„Das ist doch deutlich genug,“ sagte der Bürgermeister.

„Das ist sehr deutlich,“ versetzte der Bürger, „und ich sehe, daß ich das Geetz gleich das erste Mal richtig verstanden habe. Sie sehen, daß ich ihm nachgekommen bin: Hier ist die Laterne und das Licht darin. Das Geetz verlangt dies ausdrücklich. Es steht aber nicht darin, daß das Licht brennen soll.“

Das war nun wieder nicht abzuleugnen. Der Bürger mußte zum zweitenmal freigelassen werden. Am nächsten Morgen erschien das Geetz in neuer, verbesserter Form: „Niemand soll nach Sonnenuntergang über die Straße gehen, ohne eine Laterne und ein brennendes Licht darin.“

### Schnupfen, Rauchen, Kauen.

Friedrich der Große, der bekanntlich stark Tabak schnupfte, traf eines Tages auf einem Spaziergang im Park zu Potsdam einen alten Invaliden bei einem sonderbaren Geschäft an. Dieser trocknete nämlich an der Sonne den Tabak, den er nach holländischer Sitte tags zuvor im Munde gekaut und in der Krempe seines großen Hutes gesammelt hatte.

Der Alte Friß blieb stehen und fragte: „Was macht Er da?“

„Ach, Herr,“ erwiderte der Alte, „ich trockne meine Priemchen (ländlicher Ausdruck für Kautabak), die verkaufe ich um den halben Wert an einen Kameraden, der gern aus der Pfeife raucht, und so ist uns beiden geholfen.“

„Wenn man doch,“ bemerkte der König zu seiner Begleitung, „dem Volke diese schädliche Unsitte abgewöhnen könnte. Den Schnupf- und Rauchtobak möchte ich ihm wohl gönnen, aber der ätzende Saft, der beim Kauen des Tabaks beständig verschluckt wird, muß doch bald die Eingeweide zerfressen. — Wie lange kaut Er schon?“

„Mit meinem sechzehnten Jahr, als ich in die Armee trat, fing ich an, Majestät! Jetzt bin ich 70, es bleiben also 54 Jahre übrig.“

„War Er niemals krank?“

„Nur einmal, als mir in der Schlacht bei Liegnitz eine verdamnte Kanonenkugel das rechte Bein zerschmetterte. Und ich denke, so unser Herrgott will, noch eine halbe Stiege (Volksausdruck für zehn Jahre) fortzukauen, halten zu Gnaden!“

„Wie wär's,“ bemerkte der Adjutant des Königs, „wenn Ew. Majestät einmal mit einigen Tabakfreunden eine Probe anstellen ließen, um zu erfahren, in welcher Form genossen der Tabak am schädlichsten auf den menschlichen Organismus einwirkt. Ich für meinen Teil bin überzeugt, daß der Schnupftabak durchaus ohne nachteilige Folgen genommen werden kann, ja für manche Naturen gewiß sehr zweckdienlich ist.“

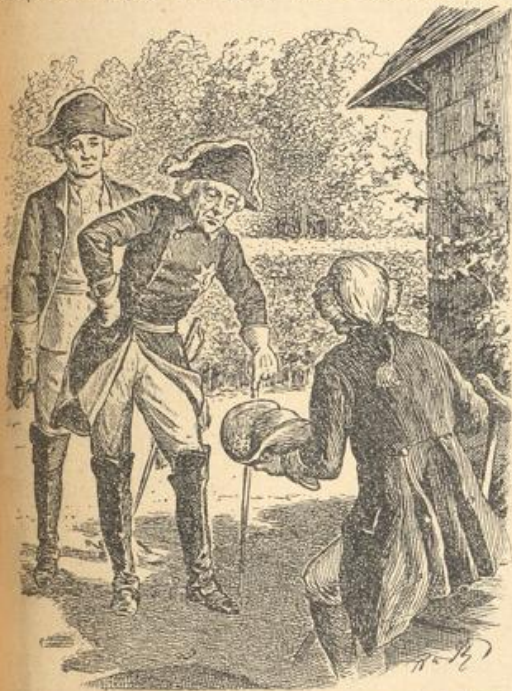
Friedrich zog jetzt lächelnd seine Dose hervor und sagte, eine lange Prise nehmend: „Dem letzten Teile Seiner Bemerkung kann ich nicht beistimmen. Gift bleibt Gift. Was aber Seinen Vorschlag betrifft,

zum Vort  
angewie  
folgenden Tag  
vorhan  
aus und



so gestatte ich, zum Vorteil der Sanitätskunde, einen solchen Versuch anzustellen.

Am folgenden Tag wählte man auf Befehl des Königs unter den vorhandenen Invaliden drei Tabakkonsumenten aus und zwar einen Schnupfer, einen



Der Alte Fritz blieb stehen und fragte: „Was macht Er da?“

Raucher und einen Kauer, die alle drei gleich alt und gleich gesund waren und die gleich lange diese Geschäfte betrieben hatten. Die Männer wurden in ein kleines Häuschen zu Potsdam gesetzt, wo man ihnen außer den übrigen Lebensbedürfnissen so viel Tabak lieferte, als sie vernünftigerweise verbrauchen konnten, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß sich jeder streng an seine Gewohnheit zu halten habe und keiner zu dem Brauche der andern übergreifen dürfe.

Seit dieser Zeit traf man die drei alten Kriegsgesellen täglich schnupfend, rauchend und kauend im Parke zu Potsdam an, und es schien anfangs, als verjügte sich ihre Heldennatur von Tag zu Tag, denn ihr beständiger Wunsch war, den Siebenjährigen Krieg noch einmal von Anfang bis zum Ende durchzusehen zu können.

Nach einigen Jahren starb zuerst der Tabak-schnupfer, und die ärztliche Untersuchung ergab, daß er an Schlagfluß gestorben war, denn die feinen Tabakteile waren ihm ins Gehirn gedrungen und hatten die ganze Lunge mit einer schwarzen Decke überzogen, wodurch der Blutumlauf gehemmt worden war. Ein Jahr später starb auch der Raucher. Man fand bei ihm Magen und Eingeweide total verbrannt und kohlschwarz geräuchert.

Aber der Priemchenlauer wollte zu des Königs Verdruß gar nicht ins Gras beißen und kaute und kaute und lebte noch immer fort, ja er überlebte sogar den König und sagte bei dessen Leichenzug: „Das kommt von dem schlechten Däwelsbreck, den der große König stets in seiner Dose führte. Hätte er sich zu meiner Fahne gehalten, so würde er noch lange gegen den alten Menschenfresser das Schlachtfeld behauptet haben.“

Der ihn gelegentlich untersuchende Arzt mußte gestehen, daß er seit langer Zeit keinen in so hohem Alter gleich gesunden Menschen getroffen hätte.

### Die besten Kartoffeln.

Von Th. Hofheinz.

Der Herr Oberamtmann war soweit ein guter Herr. Wenn er nur nicht immer so lang gepredigt hätte, z. B. bei den Bezirksratsitzungen. Er konnte gar nicht Amen sagen. Ist man aber deshalb Bezirksrat geworden, um fünf, sechs Stunden bei solcher Hitze zu tagen? Wenn der Magen knurrt und die Mittagsglocke läuget, wenn man im Geist in der Küche des „Leuen“ die guten Sachen schneiteln und brokeln hört, daß einem der Mund voll Wasser wird?

Na, endlich hört doch auch ein Oberamtmann auf: „So wären wir denn am Schluß unserer Verhandlungen angelangt, meine Herren, und ich gestatte mir nur noch, einen kurzen Rückblick zu geben.“

Der kurze Rückblick dauerte nur 25 Minuten.

Na, gottlob, auch das nimmt ein gutes Ende, und nach den Qualen der Verhandlungen kommt bald der eigentliche Zweck des Lebens, also auch der Bezirksratsitzungen, nämlich das große Mittagessen im Leuen.

„Was gibt's heute?“ flüsterte ein Bezirksvater.

„Forellen und Rehbock.“

„Was trinken wir?“

„Der Leuenwirt hat einen Fünfundneunziger, der sprengt Felsen, so stark ist er.“

„Und nun, meine Herren, hätte ich Ihnen noch einen kurzen Wunsch auszusprechen,“ sagte der Herr Oberamtmann und nahm einen Schluck Wasser zu sich, daß es den Weinbauern schauderte. „Es betrifft den Kartoffelbau in unserer Gegend. Wie Sie wissen, hat der Herr Landwirtschaftslehrer Düngerheld eine neue Sorte eingeführt, wofür wir ihm heißen Dank aussprechen dürfen. Es ist Ihnen bekannt, daß die Kartoffel vier Haupteigenschaften haben muß.“

Und der Herr Oberamtmann hielt eine 35 Minuten lange Predigt über die verschiedenen Kartoffel-sorten.

Die Bezirksräte hatten teilweise schon nach ihren Hüten gegriffen. Jetzt ließen sie dieselben wieder auf die Plätze sinken. Sie fühlten sich als Märtyrer ihres Berufs, als Dulder im schönsten Sinne des Wortes, als Soldaten, denen es bestimmt ist, auf

dem Felde der Kartoffeln das Ende einer langen Rede zu erwarten und dabei zu denken: Die Forellen werden schlecht, der Rehbuck brennt an.

Anders aber der Bezirksrat Ambros Kingle. Er hatte wie ein weithin fahrendes Schiff großen Proviant eingenommen und reiche Ladung verstaubt. Röhne hatte er zwei große Bratwürste und eine Doppelportion Kutteln verzehrt, auch etliche Viertel Neuen gewagt. Man kann nicht wissen, was passiert; das ist sein altbewährter Grundsatz. Deshalb ist er stets für alle Fälle so viel, als in den Magen geht, zumal vor den Bezirksratsitzungen.

Gut, gut hatte es ihm am Morgen geschmeckt. Aber eins hatte er doch schmerzlich entbehrt: Zu den Bratwürsten wollte er noch geprägelte Grumbieren essen, einen großen Teller voll. Aber er hatte sie nicht mehr bekommen. Zweimal war der Amtsbote genah und hatte berichtet, die Sitzung beginne. Es gab ein hartes Scheiden, aber die Pflicht rief. Rasch aß er die Kutteln — ohne Kartoffeln. Ein pflichttreuer Mann kann sich vom Liebsten trennen, kann große Opfer bringen fürs Vaterland.

Doch hatte er seine Ladung wenigstens insofern richtig verstaubt, daß er seinen zweinnächsten Zweck erreichte: ein sanftes Verhandlungsschläfchen. Sie mochten schwätzen, was sie wollten: Ambros saß in einer Ecke hinter dem breiten Rücken des Bezirksstierarztes und schlief. Wenn er ins Schnarchen kam, und zwar crescendo, gab ihm der Köflewirt jeweils einen Tritt, dann ging's wieder piano. Aber da bekanntlich der Mensch das weiter träumt, was er im Wachen nicht vollenden konnte, so träumte Ambros



Ambros saß hinter dem breiten Rücken des Bezirksstierarztes und schlief.

von geprägelter Grumbieren. Sie waren schön braun geschmälzt, knusperig, delikate; nur wenn er zugreifen wollte, kam jedesmal ein großer, schwarzer Bär, schaute ihn grimmig an und gab ihm mit der

Lake eine gewaltige Ohrfeige. Das waren die Augenblicke, wo er jeweils vom Nachbar den Tritt bekam.

Endlich war der Oberamtmann bis ans Ende seiner Rede gelangt.

„Nun, meine Herren, bitte ich Sie dringend, mir Ihre Ansichten über das Gesagte kundzutun. Welche von den angeführten Kartoffelsorten halten Sie für die beste? Soviel ich weiß, betreibt Herr Bezirksrat Kingle starken Kartoffelbau. Bitte, Herr Kingle, welche Sorte ist Ihnen die liebste?“

Der Bär gab dem Ambros wieder eine, diesmal eine ganz gezälzene und geschmalzene. Das machte den guten Ambros wild. Er applizierte dem Vieh einen Tritt auf den Bauch, der war auch nicht schlecht. Der Herr Bezirksrat Apotheker, der vor ihm saß, schrie laut auf.

„Ambros,“ sagte der Köflewirt, und borte ihn in den Rücken, „du sollst dem Herrn Oberamtmann Antwort geben.“

„Das Vieh, das Vieh, läßt es mir gar keine Ruhe?“ Zum Glück hörten es nur die nächsten Nachbarn. Sie meinten, der Ambros sei übergeschnappt.

„Also, Herr Kingle, welche Kartoffeln halten Sie für die besten? Außern Sie sich doch nur.“

„Die besten, die besten? Herr Oberamtmann, das sind alleweil die prägelten.“

Die Ratsmitglieder lachten, daß der Saal dröhnte. Der Herr Oberamtmann aber wurde unwillig.

„Nun, meine Herren, wenn Sie schlechte Witze machen wollen, dann ist es wohl Zeit zu schließen. Gehen wir denn zum Mittagessen.“

Wenn der Herr Oberamtmann den Hintenden lieft, wird er wissen, wie es in den Gehirnkammern des Ambros zuging, und wird ihn wieder in Gnaden anschauen; denn während des Essens hat er es nicht getan.

### Der Teufel im Kamin.

Frau Müller rüstete sich, um ein wenig auf die Schwärz zu gehen.

„Anna,“ sagte sie zu ihrem hübschen Dienstmädchen, „ich muß auf einen Augenblick dringend zur Frau Huber. Paß gut obacht, daß das Haus schön zu ist, denn ein Einbrecher treibt sich in der Gegend um. Ich werde gleich wieder zurück sein.“

Die Anna kannte das „gleich wieder“ sehr wohl. Sie lehnte also die Haustür an, denn diese konnte von außen nicht ohne Schlüssel geöffnet werden, und schlich sich von dannen. Ihr Herz zog sie mit dicken Stricken zur Kartenschlägerin hinüber. Sie wollte endlich einmal wissen, ob ihr Angebeteter und Landsmann von daheim, ihr Joseph, der jetzt ein himmlischer Dragoner sein sollte, sie ganz vergessen habe. Schon seit Jahren hatte er nicht mehr geschrieben. Sie hielt es nicht länger aus. Die Entscheidung sollte fallen, wie sie wollte. Lieber das Herz brechen, als nicht zu wissen, ob man einen Schatz hat oder nicht. Kaum ist die Anna drüben bei der Kartenschlägerin, so tritt durch die offene Tür des ver-

lassen Hauses eine unheimliche, grauenerweckende Gestalt: ein Finsterling, ein Mittelalterlicher, ein Tieffschwarzer, d. h. ein Schornsteinfeger. Er besinnelt sich nicht lang, sondern steigt auf den Herd, öffnet die Kamintür und klettert hinauf in den finsternen Schlund.

Kaum aber ist er droben, so kommt die Anna zurück, denn ihre Seherin war nicht daheim gewesen. Schwermütig summt sie ein Liebeslied, schließt gedankenlos die Kamintür und zündet zum Zeitvertreib Feuer an.

Aber da gibt's in dem Kamin einen Spektakel, ein Husten, ein Niesen, ein Fluchen! Und es tönt so hohl, so geisterhaft in dem schauerlichen Abgrund da drinnen. Die Anna schmeißt das Holz weg, rennt auf die Straße und schreit: "Der Teufel ist in unserm Kamin, der Teufel! Ich hab' ihn niesen hören."

Ein Schutzmann eilt in langen Schritten von seiner Straßenecke heran.

"Was? Der Teufel? San S' net so dumm. S' wird der Einbrecher san. Den Kerl werden mir jetzt gleich hob'n. Wo ist er? Da drin? Hob'n S' Würst' und Schinken drob'n? Gehst runter, Kerl? Wort'n S', ich will telephonieren und noch einen holen."

Totenbleich stand die Anna vor der Haustür und schaute nach der Küche und dem Kamin. Nachbarnsleute stellten sich ein, Kohlenträger, Hausleute, mit Besen, Mistgabeln, Gewehren, Messern, Dolchen, Säbeln.

Der Teufel aber im Kamin räsoniert immer ärger. "Den wollen wir austrüchern, den Satan. Mußt auch Würst' und Schinken fressen, du schlechter Haulunke? Wir hob'n auch keine. Na wart, im Käfi werd'n sie dir hoch g'hängt, bis an die Turmspitzi' 'nauf."

"Macht auf, ihr Henkerstnecht, ich verstit' ja," schrie der Teufel und schlug und trat an das eiserne Türlein, daß das alte Kamin zitterte und bebte.

Er bricht aus, er kommt. Er hat eine geladene Pistole. Rette sich, wer kann! Die Weiber kreischten und stoben auf die Straße, um dort auszumachen, ob es ein wirklicher Einbrecher oder bloß der Teufel sei. Die Männer aber richteten ihre Spieße, Messer und ungeladenen Flinten entschlossen nach dem Kamin.

Noch ein Ruck und das rostige Türlein brach, pustend trabbelte der Schornsteinfeger heraus.

"Da soll doch! Ihr Lumpenterk! Ich bin ein königlicher Beamter. Man hat mich der Freiheit beraubt, in der Amtsehre verlegt, man hat mich verbrennen, fieden, braten wollen. Das ist Majestätsbeleidigung. Ich protestiere, ich geh' bis zum König. Alle miteinander werdet ihr gehängt."

Der schönen Anna kam die Stimme bekannt vor. "Ei, bist du nicht der Joseph?"

Dieser rieb sich die geräucherten Augen aus und nieste siebenmal.

"Und bist du die Anna? Hazi, hazi, hazi!" "Seit wann bist du Schornsteinfeger?"

"Seit Michelis, hazi, Satra, ist ein Kaminfeger ein Schwartenmagen, hazi, den man räuchert? hazi!" Die schöne Anna bat, unbekümmert um das lachende Publikum, rührend um Verzeihung, fast



„Ei, bist du nicht der Joseph?“

hätte sie einen Kniefall getan. Nun, der Joseph war kein Unmensch. Unter schallendem Gelächter gab er dem Mädchen einen schwarzen Verjöhnungskuß auf die roten Backen.

Grade kam auch der Schutzmann zur Tür herein, begleitet von fünf Häschern. Sie hatten die Säbel gezogen, die Revolver gespannt, Ketten bereitgestellt, den Gefangenenwagen mitgebracht.

Das war nun alles unnötig geworden, doch auch die grimmigen Schnauzbärte lächelten.

Uebers Jahr aber war die Anna glückliche Frau Schornsteinfegerin.

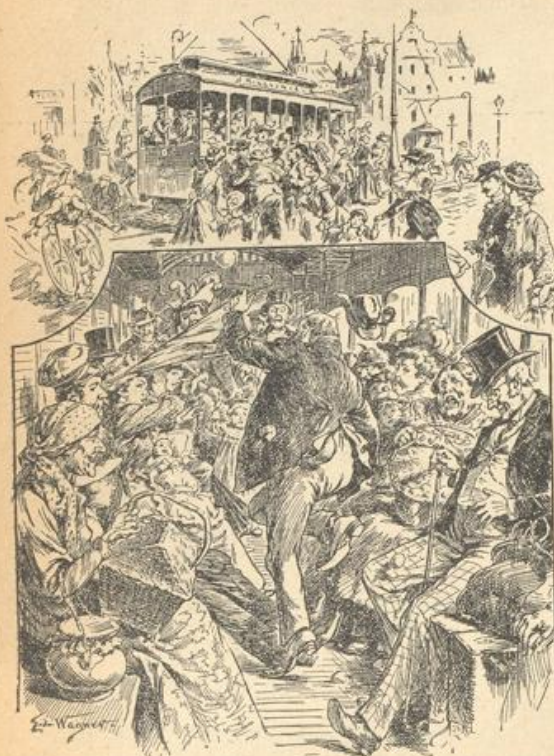
Unmotiviert.



Richter: "Auf jeden Fall hatten Sie nicht die geringste Veranlassung, den Privatkläger einen Pinsel zu heißen!"



### Tramway.



elles Gebimmel  
 Gellt in den Straßen,  
 Und ein Gewimmel  
 Über die Massen  
 Sammelt sich, stößt sich und quetscht sich beim  
 Tram,  
 Tram, dem nie rastenden,  
 Füße entlastenden  
 Kind vom erlauchten elektrischen Stamm.

Schrilles Geläute  
 Tönt auf den Gassen;  
 Allerlei Leute  
 Sitzen gelassen,  
 Herren und Bauern, Frau'n und Gesind'  
 Drinnen in drückender,  
 Nussiger, stickender  
 Luft, denn „wie geht's doch bequem und ge-  
 schwind!“

Ewiges Gellen  
 Hüben und drüben!  
 Blitzend den Schwellen  
 Funken entstieben.  
 Der drängt nach außen und jener hinein,  
 Stolpert beim Wandern  
 Über des andern  
 Allzuseck vorwärts sich streckendes Bein.

Regendurchnäßte  
 Quetschen sich eilig  
 In die gepreßte  
 Unpolizeilich  
 Stauende Masse, noch dampfend, hinein,  
 Weiber mit vollen  
 Körben, sie wollen  
 Auch unterm Schutze des Tramdaches sein.

Doch sie sind müde,  
 Müde in Ehren,  
 Wer ist so prüde,  
 Ihnen 's zu wehren?  
 Können wir Müden und Schwachen doch  
 Ruh!

Doch, wenn die Jungen  
 Kommen gesprungen,  
 Während der Himmel blaut, frag' ich:  
 „Wozu?“

Sind denn die jungen  
 Füße so schwächlich?  
 Sind Herz und Lungen  
 Denn schon gebrechlich?  
 Gehn ist gesund, und das fahren ist Sport.  
 „Heda, du Schlingel,  
 Tramwaygellingel  
 Ist nicht für Junge, drum schere dich fort!“

Wen die Geschäfte  
 Treiben und jagen,  
 Wem seine Kräfte  
 Mählich versagen,  
 Steig' ohn' Erröten ins Tramwaygehäus,  
 Aber das fahren  
 Sollte sich sparen,  
 Wer sich noch rüstig und jugendlich weiß.

J. mahly.



### Standrede.

(Der Hintende standredet über sich selbst.)



Es war ein schöner Maiabend, und wohl-gemut, unter Schwäzen und Lachen stiefelten die alten Freunde, der Hin-tende und der Kanz-leirat, durch die romanti-schen Kar-toffeläcker der Karlsruher Haardt Irhause zu. Sie kamen sich wichtig vor als Träger einer bedeutenden diplomatischen Mission, in-dem ihre Damen sie ausge-sandt hatten, Kartoffeln zu

kaufen. (Auch des Hintenden alte Haushälterin Kath-rine ist jetzt unter die Damen gegangen, nachdem man jede Doenwälder Dienstmagd, und wenn sie Hände hat wie ein Eichenkloß und Füße wie Steinsuhrwerke, mit „Fräulein“ anredet. Die Kathrine, weil sie beim Hintenden ist, wird von den Ladenbediensteten als Respektsperjon sogar gnäbiges Fräulein Kathrine genannt und geht deshalb mit dem Gedanken um, sich ein neues Gebiß machen zu lassen und die Voden zu brennen.) Also die Damen hätten dem lieben Gott beinahe den Krieg erklärt, weil er im Winter 1904/05 die Kartoffeln im Keller stärker faulen ließ als sonst. Der Hintende erlaubte sich allerdings zu bemerken, die Kartoffeln seien nur da faul, wo die Hausfrau faul sei, nämlich im Entfernen der ange-steckten. Das hatte die Kathrine aber mißverstanden und eine kleine Scene gemacht, so daß der Hintende um gut Wetter bat und versprach, demnächst persön-lich zum Herrn Zengerle in Irhause nach Kartoffeln zu fahnden. Er nahm, wie gesagt, den Kanzleirat mit, und beide alten Knaben gedachten, sich bei dem Herrn Zengerle zugleich einen heiteren Abend zu machen. Dort kam man das gut.

Glücklich kamen sie denn auch am Ziele an; Herr Zengerle saß in der Stube, die hinter dem Kram-laden liegt, und studierte emsig Anatomie und Zoo-logie an einem geräucherten Kinnbäckle. Er begrüßte die Herren zwar freudig, aber, wie dem Kanzleirat gleich auffiel, mit einer gewissen Angstlichkeit, schaute auch alsbald nach der Küchentür und machte sie vorsichtig zu. Dann wollte er die Freunde zu seinem

Lehrer Hintender Vote für 1906.

Kinnbäckle einladen, aber der Hintende wehrte ab: „Nein, nein, die Mutter Auguste soll uns nachher etliche Pfannkuchen baden, so groß, daß man von jedem für einen Lehrer Reichswaisenhausknaben Ruck, Hose und Weste anmessen könnte. Unterdessen wollen wir ins Dorf, ein paar Zentner Kartoffeln kaufen — Ihr besitz ja selbst keine mehr, wie Ihr mir geschrieben habt —, aber Ihr sollt uns den Potfen machen und an den richtigen Ort bugstieren. Dafür kommt Ihr auch samt Eurer Auguste lobender-weise in den Kalender, meinetswegen mit Abbildung.“ „Um Gottes willen, Hintender, nur das nicht.“ „Wie? habt Ihr Euch nicht drüber gefreut das letzte Mal?“

„Hintender, Ihr seid mein moralischer Untergang hier im Dorf. Wenn Ihr wüßtet . . .“ Der Hintende schaute in das grüne Weintrüglein, das neben dem Kinnbäckle stand. Es war leer. „Euer Laufener Bierer ist gut. Ihr habt, glaub' ich, das Zungenreden.“ „Macht keine Späße, Hintender, ich habe nur Birnenmost getrunken. Der Laufener vergeht einem samt dem Späßen. O, ich sage Euch, Hintender, Ihr habt mir mit Eurem Kalender eine böse Suppe gekocht. Sie wollen mich boykottieren.“

„Wer?“ „Denkt Euch nur, da hat der Kaplan hier einen katholischen Volksverein gegründet, und wie es der Wacker befohlen hat, donnert er in der Kirche und



Er begrüßte die Herren zwar freudig, aber mit einer gewissen Angstlichkeit.

wispert im Beichtstuhl gegen die unchristliche Presse, besonders aber gegen Euch, den Hintenden; das sei des Teufels Stabstompeter! Und nun denkt Euch, ich stehe selbst drin!“

„Was macht das? Da stehen noch andere Leute drin und schämen und fürchten sich nicht. Der Kaiser, der Großherzog . . .“

„Die haben gut drin stehen, die haben keinen Kramladen mit Spezereien und Ellenwaren, die kann man nicht boykottieren.“

„Auch haben sie keine Auguste,“ lächelte der Kanzleirat.

„Ach so! daher die Angst,“ sagte der Hinkende. „Angst? Angst? Wer hat Angst? Habt Ihr mich je in Angst gesehen, Hinkender? Wißt Ihr noch, wo Ihr mich anno siebzig vor Straßburg besucht habt, wo ich mitten in der Nacht als Kanonier . . .“

„Schon gut, Zengerle, aber das ist schon lange her.“ „Angst? Der soll mir kommen, der mir von Angst redet. Aber Vorsicht! Vorsicht! Das zielt den Mann, besonders wenn er einen Spezereiladen hat. Und kurz und gut, Hinkender, Ihr sollt nichts mehr gegen die katholische Religion schreiben, he!“

Der Hinkende war starr. „Gegen die katholische Religion? Wann habe ich dagegen etwas geschrieben? Habe ich nicht stets davon mit Achtung geredet? Habe ich nicht in vielen Erzählungen die Macht und Kraft und Wucht gerade des katholischen Glaubens gepriesen oder durch andere preisen lassen? Ist mir das nicht oft von Protestanten sogar verübelt worden? he?“

„Aber gegen Priester, sogar gegen Bischöfe habt Ihr schon losgezogen.“

„Jawohl, sogar gegen Kaiser und Könige. Warum nicht, wenn sie es verdienen? Aber doch nicht gegen alle! In wie vielen Erzählungen hat der Kalender ehrwürdige Priester in ihrem echt christlichen und vollstümlichen Wesen und Wirken verherrlicht! Aber die Fanatiker, besonders die ständigen Dfenheizer, die herrschsüchtigen Ultramontanen, die das Volk geistig entmündigen, durch den blaffen Wahlzettel ihrer irrgeliteten blinden Herde den Staat einschüchtern, lähmen, beherrschen wollen, die Haß und Zwietracht zwischen den Bürgern unseres Landes säen, das Volk unheilbar im Leben zerreißen möchten, die nicht einmal einem Toten andern Glaubens ein Ruheplätzchen auf ihrem Kirchhof gönnen; und wenn sogar hochwürdige Bischöfe das tun, die sollen . . .“

„Hinkender,“ flehte Herr Zengerle mit aufgehobenen Händen, „schreit nicht so; ich tue recht und scheue niemand, aber wenn das meine Auguste hört, fällt der Pfannkuchen klein aus. Seitdem der Volksverein besteht und der Kaplan Euch in des Teufels Leibgarde verjezt hat, pfaucht sie über Euch; man kann nicht mehr bei ihr sein, man möchte einen Dfenschirm um sie herumstellen, so glüht sie im heiligen Zorn wie ein Dauerbrenner, der stets feurige Augen in die Stube hinein macht.“

„Wißt Ihr was, Zengerle, wir wollen jetzt ins Dorf gehen und Kartoffeln kaufen, damit wir auf andere Gedanken kommen. So hätte ich mir diesen Abend nicht gedacht.“

Herr Zengerle eilte auffällig rasch in die Kammer und kam im Nu zurück, geschmückt mit den gelben Sonntagshosen. Die Freunde mußten das Haus verlassen, ohne Frau Auguste begrüßt zu haben. Das war das erste Mal in ihrem Leben so. Als sie ferner ins Dorf wanderten, kam es ihnen vor, als führe sie Herr Zengerle absonderliche Wege. Bald ging es durch eine Scheuer, bald über einen Misthaufen, dann einen stinkenden Graben entlang, hopp drüber, aber nie auf rechter Straße. Dem Hinkenden wurde

immer gewisser, der Führer scheue sich, mit ihm vor den Leuten zu erscheinen, denn den Hinkenden kannten fast alle im Dorf. Endlich blieb Herr Zengerle stehen, schlug sich vor die Stirn und meinte, es sei am Ende am besten, wenn sie in die blaue Grotte gingen, eine neue Bierwirtschaft ganz am Ende des Dorfes. Dort könne man wohl erfahren, wer Kartoffeln habe.

„Nicht in den Storch?“ „Dort war heute Holzversteigerung.“ „Also grad wird man dort Leute treffen.“

„Aber in der blauen Grotte erfährt man mehr.“ Der Hinkende sah Herrn Zengerle traurig an, sagte aber nichts und ging weiter. Der Kanzleirat lächelte wehmütig vor sich hin: „So muß es kommen. So weit bringen sie es noch.“

Endlich war der letzte Misthaufen siegreich überwunden und die Karawane befand sich in einer schlecht gelüfteten, schmutzigen, leeren Wirtsstube; halt nein, in einer Ecke saß ein Mann, offenbar ein Metzger, da er einen großen knurrenden Hund zu seinen Füßen und eine rote Bluse am Leib hatte; er drehte den Ankömmlingen den Rücken zu und las ruhig die Zeitung.

Kaum war ein Schoppen Bier gereicht, und eben wollte Herr Zengerle mit dem herumtschlurpenden Wirt das Kartoffelgespräch beginnen, da tat sich heftig die Türe auf und ein ganzer Schwarm Bauern polterte herein. Es waren Auswärtige, wie Herr Zengerle aufatmend bemerkte, also kannten sie den Hinkenden wohl nicht. Sie hatten der Holzversteigerung beigewohnt und wollten offenbar für den vierstündigen Heimweg sich mit einem hinreichenden Vorrat Bier versehen, wie das Kamel tut — allerdings nicht mit Bier —, ehe es die große Wüstenreise antritt.

Kaum waren die Bauern niedergesessen, hatten die Ellenbogen vorschriftsmäßig auf den Viertisch gebracht und mit den Gläsern angestoßen, da begann eine hohe, dünne Stimme aus dem Schwarm heraus: „Jawohl, und das muß sein in einem christlichen Dorf, ein katholischer Volksverein; wir müssen die Wahlen machen, wir müssen die schlechte Presse aus dem christlichen Hause verdrängen, die ihr Gift über Mann und Frau, Kind und Greis ausspricht, und dazu braucht man den Volksverein notwendig.“

„Siegriß,“ rief da eine tiefe Basstimme aus der Ecke hervor, „loß dain Geist ruhg'n, wann d' an host, du Irrewisch! Ziehst to zwa Lot, wann ma di auf d' Goldwoog'n schmaißt un no dain Sonntagstiesel drain gibst, un mochst a G'schrai, doß ma net in da Stub'n do blaib'n kam, wie a floons Grixel, dös macht au a größers G'schrai wie an Afesant. Saus Bier, du Daumerling, doß d' a G'wicht host, doß di main Psaisenvauch net wegblööst.“

Der vorige Redner schwieg zuerst betroffen, der ganze Hause lachte über den Zwischenruf des Bayern. Der Siegriß tat jedoch klug und lachte mit. Als ob der gewaltige Bayer ihm Lust wäre, fuhr er weiter: „Jawohl, und vor allen Dingen ist es eine

Schande, daß der Hinkende noch im Dorf gelesen wird. Aber das sag' ich, wenn wir einen Volksverein haben, dem wollen wir den Weg verbauen, der kommt nicht mehr in unsere Gemeinde, so wahr ich Siegrist bin."

"Was host dann du gegen da Hinkende? Dees wenn i wüßt, du Krott?"

"Ha! Gegen den Hinkenden! Ein Schande ist's, wenn sich ein katholischer Mann damit besudelt."

Ein Knud, ein Stuhlrück, und der Metzger war drüben am andern Tisch aufgestanden. Er stellte sich breitbeinig vor den Rücken seines Stuhles und suchte mit den Augen nach dem Sprecher, der gegen den Hinkenden gelästert hatte.

"Herrhähes," sagte er erstaunt, mit einer feinen, hohen Stimme, die gar nicht zu der kräftigen Statur paßte, "Gott Strambach, dem düren Gerl da sollt' mer weesz Snebbchen de Gopf auseinanderschlagen, daß man sehn dut, was der für dämliche Gedanken drinne hat. Man wärd' sch wundern."

Da stand auch der Bayer hinter seinem Tisch auf. Er warf ihn fast um mit seinen gewaltigen Gliedern.

Beide Männer schauten sich über die Köpfe der andern hin einen Augenblick an. Dann sagte der Sachse: "Jez wärd mir'sch awer anner'sch. Bist du nich d'r Aloysl?"

"An wer bist denn du? Willst rauf'n?"

"Nu, so komm mal, wenn du 's Gemied dazu hast."

Der Bayer besann sich nicht lange. Er streifte die Armel zurück bis an die Ellenbogen, legte die eine Hand auf das Haupt des Siegrist, die andere auf die Achsel eines halb schlafenden Bauern (dem Siegrist wurde dabei die Nase heftig ins Bierglas gestochen) und sprang mit einer kühnen Hocke über den Tisch mitten in die Stube, daß die nächststehenden Bauern unter einem Angstschrei auseinander fuhren vor seinen herangelten Stiefeln. Aber als er an den Gegner herankam, gab dieser ein schallendes Gelächter von sich.

"Gennst du mich denn nich mehr, Aloysl? Ich bin doch das Gustävchen aus Zwickau vom Lahrer Reichswaisenhaus."

Da hätte man dabei sein sollen, was der bayrische Hirtules für einen Freudenschrei ausstieß und wie er dem Sachsen an die Brust flog. Die Gäste sperrten Maul und Nase auf, der Siegrist aber rieb seine dünne, bleiche Nase und wollte gar nichts sehen und hören.

Als die zwei wieder auseinander kamen, betrachteten sie sich eine Zeit lang sprachlos. Dann sagte der Sachse: "Aloysl, was is denn das für een Gerl? Ich gloob', die Stimme hab' ich ooch schon einmal geheert?"

"Dees is der Peter aus'm Elßaß und war auch mit uns zu Lahr im Waisenhaus."

Der Sachse riß die blauen Augen weit auf.

"So — der? Na, dem hab' ich schon damals nisch anders vermacht. Der war immer so. Na,

nisch für un- gut, Peter, aber auf den Hinkenden darfst du nimmer schimpfen. Ree, das wär' eene große Sünde. Sag, was wär' aus dir geworden, wenn du nich in das Waisenhaus gekommen wärst? Ich weesz noch, Gott Strambach, wie du angekommen bist mit deenem roten Sacktuch und dem Muttergottesbild drin und sonst nisch drin und nisch draußen; und wie Mutter Schnakenburgern, die Hausmutter, dich auf'st hat vor dem Hause und gesagt: »Peterle, halt still, es isch nur einmal, besser Läs als Sünden.« Und wie der Vater Schnakenburger dir das Muttergottesbild über das Bett genagelt hat und gesagt: »Peterle, du hast keine irdische Mutter mehr, das ist jetzt deine Mutter. Sei brav und betrüb sie nicht, und auch deinen Vater im Himmel nicht. Und all die lieben Engelein um die Muttergottes her, das sind jetzt deine Geschwister.« Weißt du das noch, du undankbares rabenschwarzes Nas, und jetzt schimpfst du auf den Hinkenden? Wer hat das Waisenhaus in Lahr begründet und gebaut? Der Hinkende zusammen mit den Tausenden braver guter Menschen, die in den Festschulen für arme verlassene Waisen sammeln, und mit den edel denkenden Männern und Frauen, die durch große und kleine Vermächtnisse noch im Tode den Gedanken des Hinkenden unterstützt haben und deren Namen in goldenen Lettern auf den



„Gennst du mich denn nicht mehr, Aloysl?“

marmornen Ehrentafeln im ersten deutschen Reichswaisenhause als unvergessliche Wohltäter verzeichnet sind. Und wie manchmal hat der Herr und die Frau Schnekenburger gewacht und gesorgt, wenn wir das Bauchweh oder Halsweh hatten? Hast du gewußt, ob alle diese guten Menschen katholisch oder evangelisch waren? Haben sie dich drum angesehen? Haben sie dir deinen Glauben vergiftet, dein Christentum geraubt? Nein, was du an wahren Christentum hast, das hast du im Waisenhaus bekommen. Und alles das verdankst du in erster Reihe dem Hintenden, der den Gedanken der Errichtung eines Reichswaisenhauses zum erstenmal in seinem Kalender ausgesprochen hat. Ohne den Hintenden wärst du vielleicht ein Landstreicher geworden, oder schon längst im Zuchthaus gestorben. Ich will dich nicht richten. Ich weiß nicht, wohin mich heimatlosen Burschen der Satan getrieben hätte, wäre ich nicht zu unsern lieben Eltern nach dem Altwater gekommen, ins Waisenhaus. Leben sie denn noch?"

"Alle beide, gottlob, wie man hört," sagte der Bayer, "aber im Ruhestand. Sie hob'n's verdient, daß sie a bissel no ausschnaufen, eh' sie der Herrgott pensioniert, und daß sie an ihren Kindern und Enkeln noch viel Freude erleben."

"Sag 'mal, Mloysl, wie alt sind wir?"

"Do mußt schon im Kirchenbuch nachschlog'n. Also wie i neinkomma bin, zwölf Johr. Dees wor anno 85. Un jetzt schreib'n mir 1905."

"Was? da sind's grad zwanzig Jahre, daß wir beide dort aufgenommen wurden?"

"Dees wird stimmig; do kunnst nix abstreit'n, net eemol ka Awekat net."

"Mloysl, das ist en scheener Tag, wees Gott, daß wir uns heite treffen mußten. Wir wollen das Jubiläum feiern. Soll ooch der da mittun?"

"Peter, ol's Peterl, du mußt mitfeiern, oder i schlog dir alle Knochen auseinander aus purer Fraindschaft."

Da schrie eine Stimme aus dem Hintergrund der Gesellschaft: "Den hätten sie sollen noch besser lausen, der hätt's nötig gehabt, besonders innen im Kopf. Inwendig hat er die gefährlichsten Läuse, der Duckmäuser. Was brauchen wir einen Volksverein? Haben wir nicht schon genug kirchliche und weltliche Vereine? Noch mehr Beiträge und noch mehr Hezerei? Man kann ja bald nicht mehr leben, so wird einem alles vordiktirt, was man denken, lesen, sagen soll. Ich muß mein Geld verdienen mit allerhand Leuten, auch mit Lutherischen und mit Juden. Wenn man uns aber allein in einen Pferch sperren wird, na, so werden wir halt Schafe und die andern werden uns scheren. Aber den Hinkl...den les' ich, Siegrist, wie bisher, deswegen komm' ich nicht in die Hölle."

Etliche murmelten Beifall, aber der Siegrist zischte giftig dem Sprecher zu, so daß die andern schwiegen. Sie wollten nicht beim geistlichen Herrn angezeigt werden.

Es wurde ihnen ungemütlich. Sie brachen auf

und gingen. Der Wirt schaute dem Siegrist zornig nach: "Wo die Kreuzotter hinkommt, gibt's Streit und hört die Gemütlichkeit auf."

Doch die zwei wiedergefundenen Freunde, der Bayer und der Sachse, blieben sitzen und erzählten sich von den glücklichen Tagen im Lahrer Reichswaisenhaus und was sie ihm alles verdankten. Schließlich brachten sie auch noch heraus, daß es jetzt fünfundsanzig Jahre her sei, seitdem die Fehderei für die Anstalt begann, deren emsiger und selbstloser Liebestätigkeit bis heute noch weitere vier Reichswaisenhäuser, nämlich in Magdeburg, Schwabach, Salzburg und Niederbreisig, ihr Bestehen verdanken. Die alten Waisenhäusler beschloßen, diesen Tag noch festlich zu begehen durch eine gute Flasche, aber nicht in der blauen Grotte, sondern im Storch.

Als sie fort waren, zog der Hintende sein Stielbein, das er unter dem Tisch versteckt hatte, wieder hervor und mahnte gleichfalls zum Aufbruch. Sie wollten jetzt wieder heimwärts wandern, nach Karlsruhe. Aber das litt der Herr Zengerle nicht. Dieser war wie aus einem tiefen Traum erwacht. Ja, aus einem Traum. Er hatte in seinem Geist die große Zeit wieder aufsteigen sehen, wo man noch nicht so nach der Konfession fragte, sondern nach dem Herzen; wo Katholiken und Protestanten ohne Ansehen der Person an großen vaterländischen Werken zusammen gearbeitet hatten, so auch am Lahrer Reichswaisenhaus. O es war eine schöne, begeisterte, fast jugendliche Zeit. Und jetzt? Herr Zengerle schämte sich. Jetzt ist der Kaplan wieder Meister wie nie zuvor.

"Heim wollt Ihr? Nein, nein, Hintender, Ihr kommt mit. Ihr müßt mitkommen in mein Haus. Ihr sollt noch was erleben."

Diesmal ging's breit durch die Hauptstraße des Orts, Herr Zengerle trotzig zwischen beiden Freunden einhererschreitend; die Zehausener schauten den Hintenden durch die Fensterseiben freundlich an, aber sie spähten dabei ängstlich nach den Nachbarn, ob diese nicht am Ende ihre Freundlichkeit gar sähen und an den Herrn Kaplan weiter meldeten. Vor Herrn Zengerles Hause angekommen, ging dieser zuerst solo hinein. "Wartet ein wenig, sie muß Euch selbst holen. Sie muß."

Die beiden Freunde hörten draußen, wie Herr Zengerle im Laden mit Frau Auguste redete: "Hör, heut Abend bekommen wir noch Besuch. Zwei alte Freunde. Die wollen für arme Kinder ein Waisenhaus bauen."

"Hier?"

"Nein, irgendwo anders."

"Ein Waisenhaus für arme Kinder?" Frau Auguste war schon gerührt; denn arme Kinder, da kann sie nicht kalt bleiben. Sie muß dann stets an ihre eigenen Kinder denken, die alle gestorben waren, und an ihre eigene Jugend, wo sie selbst als ein Waisenkind bei barmherzigen Verwandten eine gedrückte Zeit verlebte. "Was? Gibt's heutzutage noch so edle Menschen, die an die verlassenen Waislein denken?"

Das sind die richtigen Katholiken, die so etwas tun."

"Nein, eigentlich nicht. Die zwei sind Evangelische."

"So lohn's ihnen der Herr eineweg. Das ist alles eins, wenn man nur Barmherzigkeit übt. Sie werden wohl sammeln wollen, daß sie hierhergekommen sind?"

"Nein, diesmal nicht. Nur mich besuchen."

"Mann, du lächelst. Du treibst deinen Spaß mit mir, ich kann mir's wohl denken. Solche Leute gibt's nicht, die mir nichts dir nichts Waisenhäuser bauen."

"Und es ist doch so," schrieb Herr Zengerle, indem er die Ladentür aufriß, "und das Waisenhaus ist sogar bereits gebaut, und da stehen sie schon, die guten Freunde. Glaubst du's nun? Herein, Hinkender, herein, Kanzleirat! Und ein freundlich Gesicht gemacht, Auguste! Eben sind's zwanzig Jahre, daß das Lahrer Reichswaisenhaus eröffnet wurde. Weißt du noch, wie wir einst dafür gesammelt haben? Wie du dem Hinkenden saß um den Hals gefallen bist bei der Einweihung? Denkst du noch an die schöne Zeit? Warum ist das nicht mehr so? Aber es soll wieder so werden. Auf, dem Hinkenden die Hand!"

Frau Auguste kämpfte noch ein wenig mit sich selbst oder eigentlich mit dem Herrn Kaplan, aber sie hat obgesiegt und ist mit den Herren, sogar mit dem Hinkenden, noch recht fröhlich geworden. Und hat Pfannkuchen gebacken, kein Mensch kann beschreiben wie groß! Der Abend war doch noch schön!

Als der Hinkende zu Karlsruhe am Bahnhof im Begriff stand, in den letzten Zug zu steigen, drückte er dem alten Kanzleirat kräftig die Hand und schaute ihm tief in die Augen.

"Kanzleirat! Mit Worten kann sich der Mensch versündigen, wenn er Kalender schreibt oder auch sonst. Da irren wir, ob wir wollen oder nicht. Unser Wissen ist Stückwerk und darum auch unsere Worte. Aber wie sagt der Apostel Paulus? Das Wissen blähet auf, die Liebe bessert. Wir haben gebessert, viele Menschen gerettet, viel Gutes unserm Volk beschert. Und wenn der Kalender sonst nichts wert wäre, als daß er dieses Waisenhaus gebaut hat, so wäre es genug. Denkst du nur, wenn alle Kalender der Welt nur je ein Werk solcher Nächstenliebe vollbringen würden, wie wir, was wäre da schon gewonnen! Das ist ein steter Trost, wenn mir Zweifel kommen, ob dies oder jenes recht sei und recht gewesen sei, das ich gesagt und geschrieben: da drüben steht ein Haus; wenn ich sonst auch einmal irre, da drüben haben wir nicht geirrt. Was liegt an dem Fluchen engbrüstiger Zeloten? Da drüben, da drüben, da werden wir gesegnet. Adieu, lebt wohl, alter Knabe, und bleibt gesund, und grüßt sie daheim alle, alle!"

Der Hinkende kroch gleich in die hinterste Ecke seines Wagens, denn er wollte seine Nahrung verbergen. Schon setzte sich der Zug in Bewegung, da schrie es draußen ganz jämmerlich, wie wenn ein

Mensch am Ertrinken wäre: „Hinkender, Hinkender! He! Wo seid Ihr?"

Der Hinkende fuhr ans Fenster. Da rannte der alte Kanzleirat neben dem Zug her wie ein Pudel, den sein Herr draußen vergessen hat.

"Hinkender, Ihr seid ein alter Narr, und wenn man mit Euch reist, so ist man angeschmiert. Jetzt haben wir ja die Kartoffeln vergessen zu kaufen! Was wird meine Therese sagen?"

"So geht nochmals hinaus zum Herrn Zeng . . ." Da hatte der Bahnsteig ein Ende, der Kanzleirat mußte Halt machen. Lange noch sah ihn der Hinkende dort stehen und verzweifelt mit dem grünen Sonnenschirm fuchteln.

"Was liegt an den Kartoffeln," murmelte der Hinkende, "ich trage weit besseres Verlangen, spricht der Dichter. Die Kathrine mag Knöpfle mit Sauerkraut kochen, wenn's an Kartoffeln gebricht. Nein, Hinkender, du hast nicht umsonst gelebt! Du hast das erste



Da mußte der Kanzleirat Halt machen.

deutsche Reichswaisenhaus bauen lassen im neuen Vaterland. Freue dich, alter Mann, die zwanzig ersten Jahre sind vorüber, das Werk ist gerettet!"

Und der Hinkende überschaute nochmals die mühselige Geschichte des Sammelns, Bauens und Organisierens und die Reihe der lieben, wackeren Mitkämpfer für das schöne Gotteswerk, derer, die noch leben, und derer, die schon drüben angekommen sind im fernen Land der ewigen Sonne. Und der alte Stelzfuß merkte kaum, wie die schlafenden Städte und Dörfer vorüberflogen, bis plötzlich der Schnellzug in Dinglingen hielt.

### Herrje, 's Grittli.

Lehrer Werner war ein Mann von achtundvierzig Jahren, von schlankem Wuchse, mit mildem Auge und von einnehmendem Wesen und daher in seinem Wohnorte allgemein wohlgehten.

In seinem an den Saum eines Tannenwaldes angebauten Schulhause lebte er nur seinen Schülern und seiner Familie und daneben auch seiner Immenzucht, die er sehr rationell und mit großem Erfolge betrieb. Seine Familie bestand aus einer etwa zweidreißigjährigen Frau und zwei allerliebsten Kindern, einem Buben und einem Mädchen.

Schon zwölf Jahre lebte er in seinem idyllisch gelegenen Schulhause, und nur der Gang zur Kirche hatte ihn allsonntäglich auf kürzere und die alljährlich wiederkehrenden Ferien auf etwas längere Zeit vom Hause entfernt, in dem er die süßesten Freuden eines ungetrübten Familienlebens genoss.

Das Glück dieser Familie wurzelte wohl in der Hauptsache in den soliden Charakteren der Ehegatten, aber so ein Klein wenig trug doch auch die Lage des Schulhauses dazu bei. Vom nächsten der zerstreut umherliegenden Bauernhöfe wohl zehn Minuten entfernt, waren die Lehrersleute ganz aufeinander angewiesen, was einem innigeren Sichanschmiegen nur zu statten kommen konnte.

Namentlich im Winter, der in dieser Gegend seine ganze strenge Herrschaft zur Geltung bringt, so daß das Begehen der tiefverschneiten Wege oft mit nicht geringen Beschwerlichkeiten verbunden ist, lebten der Herr Lehrer und seine Frau nur sich und ihren Kindern. Unter Tags versah jedes seine Obliegenheiten. Der Vater waltete mit seltener Gewissenhaftigkeit seines Amtes in der Schule, in welcher er unter Zurechnung seiner eigenen Kinder nur zweiundzwanzig Schüler hatte. Die Frau Lehrerin sorgte für die Sauberkeit sowohl ihrer Zimmer als auch der Schullotale, für eine zwar einfache, aber nahr- und schmackhafte Küche, und erst die trauten Abendstunden versammelten die ganze Familie zu einem längeren, gemüthlichen Beisammensein. Dann nahm die Mutter irgend eine Handarbeit vor, der Vater korrigierte Schularbeiten oder er half seinen Kindern etwas nach, und wenn diese mit ihren Aufgaben zu Ende waren, gab's immer noch ein Stündchen, das einzig gemüthlicher Unterhaltung gewidmet war. Der Vater spielte dann öfters Klavier oder die Mutter erzählte ein hübsches, dem Verständnis der Kinder angepaßtes Geschichtchen, und diese gaben ihre Tageserlebnisse zum besten.

Schlag 9 Uhr aber sagte die Mutter: „Jetzt, Kinder, ist's Zeit zu Bett,“ und diese Mahnung wurde dann auch schleunigst befolgt.

Und jetzt gehörten der Herr Lehrer und dessen Frau erst ganz sich selber. Hand in Hand saßen sie dann auf dem Sofa und erneuerten durch trauliches Geplauder den Bund der Liebe, den sie vor vielen Jahren geschlossen hatten, ergingen sich wohl auch in Gesprächen über die Zukunft der Kinder oder über Haushaltungsfragen.

So saßen sie auch einmal an einem Dezemberabende, es war vierzehn Tage vor Weihnachten, beisammen. Draußen heulte der Sturm und trieb dicke Schneeflocken vor sich her. Man hätte keinen Hund vor das Haus jagen mögen, so abscheulich war das Wetter.

„Ich will doch hinunter und sehen, ob die Läden auch alle richtig geschlossen und sonst alles beim Rechten ist,“ sagte der Lehrer zu seiner Frau. Und er erhob sich, um sein Vorhaben auszuführen.

Wie das bei der pünktlich eingehaltenen Hausordnung nicht anders zu erwarten war, fand er Türen

und Läden verschlossen. Er öffnete die Haustüre, um noch einen Zug frischer Luft zu atmen und nach dem Wetter zu sehen.

Es war noch genau so wie am Tage. Der Sturm pfliff sein rauhes Lied und peitschte dem Lehrer ganz unverschämt und ohne Erlöse die Schneeflocken ins Gesicht. Schon wollte dieser die Türe wieder schließen, da war es ihm, als ob er einen Ton höre, der mit dem Pfeifen und Säusen des Windes gar nichts Verwandtes hatte. Er horchte genauer, und richtig, von der an das Schulhaus angebauten Scheune trug ihm der Wind die herzdurchdringenden Töne menschlichen Weinens entgegen.

Der Lehrer ging hinaus zu seiner Frau. „Berta,“ sagte er, „sei so gut und zünde die Sturmlaterne an, drunten bei der Scheune ist jemand. Wollen sehen, wem und wie wir zu helfen vermögen.“

„Einem armen Menschen zu helfen,“ sagte die vorsichtige Frau, „ist Christenpflicht. Nimm aber doch lieber noch eine Waffe mit, denn es könnte auch ein Gauner sein, der dich aus dem Hause locken und überfallen will. Heutzutage ist alles möglich, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

„Fast recht, Berta,“ entgegnete der Lehrer. „Halte 'mal die Laterne, derweil ich den Revolver hole. Es sind sechs Patronen drin, und die werden mir die Spitzbuben vom Leibe halten, falls welche da sind, was ich indessen weder hoffe noch glaube.“

Mit Licht und der Schießwaffe versehen, begaben sich nun die Lehrersleute hinunter zur Scheune, wo sie indessen keine Spitzbuben, sondern ein in Lumpen gehülltes, an allen Gliedern zitterndes Weib trafen, welches ein etwa dreijähriges Knäblein im Schoße hatte. Während die Frau, anscheinend die Mutter, fror und weinte, erfreute sich der Kleine, welcher mit einem großen Wolltuch umwickelt war, eines gesunden Schlafes.

„Ach Gott, ach Gott, Frau,“ fragte die Lehrerin, „wie kommen Sie hierher und in solchem Zustande?“

„Durch das Unglück,“ entgegnete die Frau, indem sie ihr tränennasses Gesicht in beide Hände hielt und aufs neue bitterlich zu weinen begann.

„Geben Sie mir den Knaben,“ sagte die Lehrerin, der beim Anblick dieses Glends das ohnehin gute Herz völlig aufgegangen war, „geben Sie mir ihn, daß wir ihn in die Wärme bringen und ihm Milch geben. Die hat er scheint's lange genug entbehren müssen.“ Und sie nahm den armen Kleinen und drückte ihn an ihr Herz, als ob er ihr eigenes Kind wäre. Der Lehrer aber half der matten Frau auf die Beine und brachte sie, wie seine Frau den Kleinen, hinauf in die gutgeheizte Wohnung.

Hier nun unterlagen die beiden einem ganz entgegengekehrten Wandel: die Frau, die sich bisher in der Sorge um ihr Kind und von der Verzweiflung gepeinigt gegen den Schlaf gehalten hatte, wurde von einer Dummacht befallen, während das Knäblein die Augen aufschlug und weinend nach Nahrung verlangte.

Und diesem Verlangen wurde von der Lehrerin bereitwillig entsprochen. Sie hatte noch warme Milch



im Ofenrohr stehen, und diese gab sie dem Kleinen. Da auch dessen Mutter unter den Bemühungen des Lehrers sich wieder erholt hatte, wurden die beiden mit frischer Wäsche versehen und zu Bette gebracht.

„O wie soll ich Ihnen danken, Frau Lehrerin,“ sagte die Fremde, „für alle Ihre Güte? Ich besitze nicht einen Pfennig, womit ich Sie entschädigen könnte.“

„Ist auch nicht nötig,“ entgegnete diese. „Wir sind keine Wirtsleute, die um's Geld Fremde beherbergen, aber Menschen, welche wissen, was sie ihren bedrängten Brüdern und Schwestern schuldig sind. Deshalb seien Sie ohne Sorge und schlafen Sie wohl. Sollten Sie während der Nacht etwas bedürfen, so brauchen sie mir nur zu läuten.“ Dann gab sie der Frau die Hand und ging zur Ruhe.



„Ach Gott, Frau,“ fragte die Lehrerin, „wie kommen Sie herher und in solchem Zustande?“

Am andern Morgen hatten sich Mutter und Kind etwas erholt, wennschon vom Aufstehen noch keine Rede sein konnte. Die Strapazen und Entbehrungen, unter denen sie in jüngster Zeit gelitten hatten, waren von zu unheilvollem Einfluß auf ihren Körper gewesen, als daß ihre Spuren so leicht verwischt werden konnten.

Nach acht Tagen sorgsamster Pflege, welche ihnen die gute Lehrerin angebeihen ließ, waren sie indessen soweit wieder hergestellt, daß sie aufstehen und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der braven Lehrersfamilie sich beteiligen konnten.

„Und nun, liebe Frau,“ sagte eines Abends die Frau Lehrerin, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, „lösen Sie Ihr Versprechen und erzählen Sie uns etwas aus Ihrer Lebensgeschichte. Beim geheizten Kachelofen hören sich solche Geschichten gar gut an, und Ihr Schicksal interessiert

mich ganz besonders, weil wir auf so unerwartete Weise einander nahegebracht wurden.“

„Und Sie haben auch ein Anrecht,“ entgegnete die Frau, „Sie haben ein Anrecht, meine Geschichte kennen zu lernen, Sie, die Sie mich so menschenfreundlich aufgenommen und behandelt haben. Also hören Sie: In einem stattlichen Dorfe des Schwarzwaldes kam ich zur Welt, und der Fortunawirt war mein Vater. Ueber meine ersten Jugendjahre ist nicht viel zu sagen. Ich wuchs auf wie andere Mädchen auch: sorglos, mutwillig und aller Hoffnungen voll, und nur der Umstand, daß ich des reichen Fortunawirtes Tochter war, gab mir einigen Vorzug. Als ich so in die Jahre kam, wurde ich in der Wirtschaft verwendet, und ich mußte lügen, wenn ich sagen wollte, daß das zu meinem Heil gewesen wäre. Nichts ist einem jungen Mädchen gefährlicher als der ständige Aufenthalt in einer Wirtsstube. Es wird gehätschelt, getätschelt, umschmeichelt und belobt von Alten und Jungen, und es müßte ein Engel sein, wenn nicht täglich etwas von all dem Geschwätz an ihm hängen bliebe. Man wird davon eitel, eingebildet und hochmütig.“

So ging es auch mir. Ich glaubte infolge des Lobes, das täglich meiner Schönheit gezollt wurde, die Hübcheste auf 50 Stunden in der Runde zu sein, und sah auf meine Altersgenossinnen wenn nicht gerade mit Verachtung, so doch geringschätzend genug herab, und von den jungen Burschen glaubte ich keinen meiner wert. Ich schwatzte und schäkerte wohl mit ihnen, aber weiter ließ ich mich nicht ein; denn ich hatte höhere Pläne.

Da kam ein junger Lehrer in den Ort, stattlich und lebenswürdig, und da er bei uns die Kost nahm und ich ihn zu bedienen hatte, konnte es nicht fehlen, daß er nach geraumer Zeit einen günstigen Eindruck auf mich machte, so daß ich selbst etwas wie Liebe für ihn zu empfinden vermeinte, und da er mir selbst die wärmste Neigung entgegenbrachte und die Eltern damit einverstanden waren, feierten wir Verlobung.

Und nun ging ein neues Leben für mich an. Der Bräutigam überbot sich in Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit, die Eltern und die Mutter ganz besonders waren stolz auf mich und ließen mir nun vollständig freien Spielraum. Was mir aber ganz besonders wohl gefiel, war der Umstand, daß mich sämtliche Mädchen des Dorfes bis zum Zerplatzen beneideten. Nur ein Etwas war es, was mir nicht gefiel und das Glück meines Herzens bald mehr, bald weniger trübte: die Zimperlichkeit meines Verlobten. Er war mir gar zu sitzjam und zu empfindlich. Spielte ich Abends, wie gewohnt, mit einigen Burschen Karten, dann sagte er, das schickte sich nicht für ein Mädchen. Bewegte ich mich ein bißchen frei und ungeniert, dann war es auch nicht nach seinem Sinn, und an allen meinen Reden hatte er etwas zu korrigieren.

„Das schickte sich nicht für ein anständiges Mädchen,“ das paßt nicht für die Verlobte eines Lehrers,“ du mußt dir die Unarten abzugewöhnen suchen,“ so konnte ich ihn alle Tage ein paarmal sagen hören.



Kurz, die Sache verleidete mir, und das bißchen Liebe, das ich für ihn gehabt, schwand mehr und mehr. Und doch, das sehe ich heute ein, meinte er es so herzlich gut mit mir, wie seitdem kein Mensch mehr. Aber ich war eben damals zu töricht, um ihn verstehen zu können, und so kam es denn, daß ich einem jungen, hübschen Metzger Gehör schenkte und dem Lehrer trotz aller seiner Bitten untreu wurde.

Ich heiratete den Metzger, und da er ein hübsches Vermögen besaß und mein Beigebrachtes auch nicht zu verachten war, führten wir ein paar Jahre ein ganz glückliches Leben. Aber mein Mann kam ins Trinken, vernachlässigte das Geschäft, und je mehr es bergab ging mit ihm, desto gröber und unmenschlicher behandelte er mich. Meine Eltern halfen uns zwar oft, aber schließlich war der Karren doch nicht mehr ins richtige Gleise zu bringen. Es wurde uns alles verkauft, so daß wir als Bettler dastanden. Mein Vater gab uns noch ein paar hundert Mark, daß wir nach Amerika gehen konnten, und dort drüben ging dann erst mein Leiden an. Es würde zu weit führen, wenn ich von den Mißhandlungen erzählen wollte, die ich von meinem Mann zu erleiden hatte, der infolge seiner Trunksucht zur Bestie wurde. Fünf Jahre hatte ich so mitzumachen, dann starb er und ließ mich allein zurück mit meinen drei Kindern, für welche ich nun auf die verschiedenste Weise das Brot zu erwerben suchte. Es gelang mir, wenn auch mit unfäglicher Mühe. Die Hoffnung, dereinst an ihnen eine Stütze zu finden, hielt mich aufrecht. Aber als sie so weit waren, daß sie hätten etwas verdienen können, starben sie, und nichts ist mir geblieben als der Kleine, das Kind meiner ältesten Tochter. Nun war meines Bleibens in Amerika nicht mehr. Ich wollte meine Heimat wiedersehen und, wenn möglich, für mich und den Kleinen einen Unterschlupf bei meinen Verwandten finden. Durch die deutsche Gesandtschaft wurde mir die Ueberfahrt ermöglicht. Mit nordürstiger Unterstützung schleppte ich mich dann von Hamburg bis hierher zu Ihrer Scheune. Ich hatte mich an jenem Tage verirrt, war ins Schneegestöber gekommen und dann halbtot vor Erschöpfung niedergesunken mit meiner Last, dem kleinen Buben."

"Aber wie heißt denn Ihr Heimatsort?" fragte der Lehrer, der der Erzählerin mit sichtlichem und immer mehr steigender Erregung zugehört hatte.

"Ach," erwiderte diese, "Winterselben heißt der Ort, wo ich meine glückliche Jugendzeit verlebte, wo ich mein Glück mit Füßen trat und den besten aller Menschen in törichter Verblendung von mir stieß."

"Herrje — 's Grittli," stieß der Lehrer in seinem alemannischen Dialekte heraus, "Grittli, du bißch's?"

"Immer und immer," fuhr er dann fort, "ist es mir gewesen, als ob ich die Frau schon einmal gesehen hätte. Aber daß sie des Fortunawirts Grittli, meine ehemalige Verlobte, sein könnte, nein, das wäre mir im Traume nicht eingefallen. Denn sie hat auch gar wenig Aehnlichkeit mehr mit dem ehemaligen Grittli. Man wird halt alt. Ist mir auch so gegangen. Aber dennoch herzlich willkommen in meinem

Heim, Grittli. Der Schmerz, den du damals mir bereitet hast, war groß und er hielt jahrelang an. Aber ich verzeihe dir um so lieber, als ich ja nachträglich mein Glück in meiner lieben Frau gefunden habe," sagte der Lehrer.

Das Grittli aber wurde rot und weiß und fiel ganz in sich zusammen, so daß es mit jeder Sekunde einen Zoll kleiner zu werden schien. Endlich aber



„Herrje, 's Grittli," stieß der Lehrer heraus, „Grittli, du bißch's?"

erholte es sich etwas von seinem Schreck und brach in die Worte aus: „Ach lieber Gott, auch das noch! Ich soll den Kelch des Schmerzes bis auf die Hefe leeren. In die Hände dessen muß ich geraten, dem ich das größte Leid zugefügt, Leben und christliche Barmherzigkeit dem verdanken, dem ich so unbarmherzig mitgespielt habe. O ich kann Sie nicht um Verzeihung bitten, ich fühle mich selbst dazu zu erbärmlich."

„Und dieses Gefühl der Unwürdigkeit ist der erste und sicherste Schritt zur Reue, und in dieser wurzeln die Keime zu einem andern, bessern Leben, Grittli. Und darum nochmals: Herzlich willkommen in meinem Hause, es ist dir alles verziehen."

Unter heißen Tränen und ohne ein Wort weiter zu sprechen, legte Grittli seine Hand in die dargebotene des Lehrers, in die Hand, die es in jugendlichem Uebermut und Unverstand ausge schlagen.

„Und nun," fragte eines Tages der Lehrer, „wohin, Grittli, willst du deine Schritte lenken, wenn du wieder hergestellt bist?" und auf Grittli's Antwort, daß es bei seinen Verwandten, wie es schon in Amerika sich vorgenommen, ein Unterkommen suchen werde, sagte er gütig: „Nein, Grittli, du bleibst hier bei uns mit deinem Enkel. Meine Frau wird sich freuen, an dir eine Stütze in der Haushaltung zu finden, und wo meine Lieben ihre Nahrung finden, wirst auch du mit deinem Enkel nicht zu hungern brauchen."

Grittli, beschämt von so viel Güte, wollte ablehnen. Als aber auch die Frau Lehrerin es zum Dableiben aufforderte, gab es nach.

... ist das G  
... Magd d  
... und fin  
... Dankbarke  
... wohnt, sein h

Begibt i

... war ein aufgem  
... brorjaght  
... irram  
... schaden, und  
... auch ausnehm  
... seiner Altersge  
... Schrammen m  
... er so wei  
... der Schule aber ja  
... nannte ihn nur  
... gerade Gegente  
... Schwächling,  
... in die Länge gefü  
... hatte und zeigte f  
... der Genüg o  
... der Beste, und  
... einander, das  
... Hofman mach  
... nannte ihn nur:

... doch warer  
... die besten ist  
... modern. Der Sch  
... zieren, und dieser  
... es Großmuth, t  
... weil er instinkti  
... Dachtin tracht un  
... gütigsten sich al  
... und Schörn,  
... und Schorn  
... wachen sie den  
... Schule entlassen  
... dem Freiz  
... aber entlieh  
... und Mitleide  
... die Zeit wurde zu  
... der Schorich  
... wache Residenz g  
... re trau und fleißi  
... nicht schwer, sei  
... unterzubringe  
... Dienr gewe  
... ihm übertragen  
... Schreiben von f  
... Schwach wurde ei  
... allen verträglich  
... Jahr hatte  
... nach etwas  
... willkommen gef  
... er, ein alter, in  
... Herr Kamler  
... Waisau hielt

Und jetzt ist das Grittli schon zehn Jahre die treue und demütige Magd dessen, den es in seiner Jugend angeschlagen, und findet in den Gefühlen tiefer Verehrung und Dankbarkeit, welche es der braven Lehrersfamilie widmet, sein höchstes Glück.

### Begabt und unbegabt.

Er war ein aufgewecktes, von Mutter Natur in jeder Hinsicht bevorzugtes Bürschlein, der Fritz Moser. Nete Wangen, stramme runde Glieder bekundeten seine Gesundheit, und dieser Gesundheit entsprechend war er auch ausnehmend kräftig, slink und gelenk. Keiner seiner Altersgenossen konnte es im Ringen und im Schwimmen mit ihm aufnehmen, keiner dem Steinwurf ein so weites und sicheres Ziel geben. In der Schule aber saß er immer obenan, und der Lehrer nannte ihn nur: „Mein Stolz.“

Das gerade Gegenteil von ihm war der Gruber-Schorjch. Schwächling, gelbhäutig und unverhältnismäßig in die Länge geschossen, fiel er oft vor Schwäche um, hatte und zeigte kein Leben, und das Schlafen war ihm der Genuß aller Genuße. In der Schule war er der Letzte, und aller Ehrgeiz war ihm fern, das Lesen zuwider, das Schreiben trieb er ungeschickt und das Rechnen machte ihm Kopfschmerz. Der Lehrer aber nannte ihn nur: „Mein Kreuz.“

Und dennoch waren diese beiden während ihrer Schulzeit die besten Freunde. Und das ist nicht zu verwundern. Der Schwache lehnt sich ja so gern an den Starken, und dieser hat Neigung zum Schwachen, teils aus Großmut, teils aus Mitleid, dann aber auch, weil er instinktiv fühlt, daß das Licht am besten im Dunkeln strahlt und das Starke vom Schwachen am günstigsten sich abhebt. Fritz war Schorjchs Schutz und Schirm, sein Helfer bei allen heiklen Aufgaben, und Schorjch dessen gehorsamer Diener.

So wuchsen sie denn zusammen auf, bis sie aus der Schule entlassen wurden. Der Herr Lehrer prophezeite dem Fritz eine glänzende Zukunft, den Schorjch aber entließ er mit Ausdrücken des Bedauerns und Mitleides.

Der Fritz wurde zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben, der Schorjch aber zu seinem Onkel in eine süddeutsche Residenz geschickt. Dieser Onkel arbeitete in der fürstlichen Brauerei, und da er schon Jahrzehnte treu und fleißig sich erwiesen hatte, wurde es ihm nicht schwer, seinen Neffen ebenfalls in diesem Betrieb unterzubringen. Und willig, wie er schon Fritzens Diener gewesen war, unterzog er sich hier jeder ihm übertragenen Arbeit, die ihm leichter als das Schreiben von Händen ging. Mit einem Wort: der Schorjch wurde ein treuer, fleißiger Arbeiter, war mit allen verträglich und daher wohlgelitten.

Zehn Jahre hatte er gedient ohne Wunsch und Hoffnung nach etwas Besserem. Er war mit seinem Los vollkommen zufrieden. Da starb der Schlossportier, ein alter, im Dienst ergrauter Mann, und als der Herr Kanzleirat, der diese Stelle zu vergeben hatte, Anschau hielt nach einem Ersatzmann und

unter anderen auch den Brauereidirektor nach einer geeigneten Persönlichkeit fragte, sagte dieser, ohne sich lange bedenken zu müssen: „Herr Kanzleirat, wenn einer würdig und geeignet ist, so ist es Schorjch Gruber. Er steht schon seit zehn Jahren in fürstlichen Diensten, ist fleißig, pflichteifrig und — treu wie Gold.“

Auf dieses Zeugnis hin wurde Schorjch Gruber Schlossportier, und was das merkwürdigste ist, alle Leute gömten es ihm von Herzen. Der Schorjch aber fand sich wunderbar schnell zurecht in seinem neuen Amte, und da es ihm in der vornehmen und ziemlich geräumigen Dienstwohnung zeitweilig etwas langweilig vorkam und auch das Herz sich zu regen begann, ging er eines Tages mit einem Mut, den ihm niemand zugetraut hätte und der nur in seiner Aufrichtigkeit wurzeln konnte, zum alten Krämerbastian und bat ihn um die Hand seiner Tochter Theresje.

Theresje war ein schlankes, hübsches Mädchen, zählte 24 Jahre, und im bereiten Ausdruck ihrer braunen Augen ruhte eine seltene Herzengüte. Auf die Frage des Vaters, ob sie zu einem Bunde fürs Leben mit Herrn Schorjch Gruber geneigt wäre, antwortete sie ohne Bedenken und aufrichtig mit einem freudigen Ja. Denn unter all den jungen Leuten, die ihre Cigarren im Laden geholt hatten, war ihr der Gruber-Schorjch seiner Bescheidenheit und ruhigen Freundlichkeit wegen von jeher der Liebste gewesen, und ihr Herz hatte schon ziemlich zu seinen Gunsten gesprochen, als er noch einfacher Braubursche war, und jetzt, da er ihr ein behagliches Heim bieten konnte, wurde sie mit Freuden seine Frau. Schon vier Wochen nach Schorjchs Werbung traten sie vor Standesamt und Altar und wurden ein glückliches Paar.

Sechs Jahre hatten sie in treuer Liebe und Zufriedenheit im Ehestand zurückgelegt, und drei Kinder, zwei nette, gesunde Buben und ein allerliebstes Mädchen, waren die Freude ihres Lebens und die Krone ihres Glückes. Da trat eines Tages ein sehr ärmlich aussehender Mann mit einem Stelzfuß an den Portier heran, um ihm eine Bittschrift zur Beförderung an den Fürsten zu übergeben.

Bereitwillig, wie er bei solchen Anlässen zu tun pflegte, nahm der Portier die Bittschrift in Empfang und fragte den Bittsteller, woher er sei. „Denn davon,“ sagte er, „hängt sehr viel ab. Der Fürst, unser Herr, ist jedem Armen zu helfen bereit, pflegt aber doch diejenigen zu bevorzugen, die aus dem Gebiet des ehemals souveränen Fürstentums stammen.“

„Das könnte ich nicht sagen,“ erwiderte der Stelzfuß. „Meine Heimat ist im Altbadischen, in Wintersingen, und mein Name Fritz Moser.“

Betroffen schaute der Portier den bärtigen Stelzfuß von unten bis oben an und fragte in heftiger Erregung: „Fritz Moser, der Sohn des Metzgers Moser in Wintersingen?“

„Ja, Herr Portier, der bin ich. Kannten Sie denn meinen Vater?“

„Ob ich ihn kannte, Fritz!“ entgegnete Schorsch, indem Tränen über seine Wangen rollten und die Arme zum Empfange des Freundes sich ausbreiteten. „O Fritz, wie muß ich dich wiedersehen! Arm, verlassen, als Stelzfuß! Doch komm,“ sagte er weiter, indem er die Bittschrift zerriß, „wo dein Freund Schorsch wült, darfst du niemanden um ein Almosen angehen, auch den Fürsten nicht. Alles, was ich habe, steht dir zur Verfügung,“ und er zog ihn in seine Wohnung und stellte ihn mit Stolz seiner Frau als ehemaligen Schulkameraden vor.

Und als sie dann zusammen saßen und Fritz dem Essen tüchtig zugesprochen und auch den gebotenen Trunk nicht verschmäht hatte, sagte Schorsch: „Und



Betroffen schaute der Portier den bärtigen Stelzfuß von unten bis oben an.

jetzt, Fritz, bist du vielleicht so freundlich und erzählst mir deinen Lebensgang. Viel Trübes mußt du erfahren haben, daß du in solcher Verfassung zu mir gekommen bist.“

„Hast recht, Schorsch, Not und Elend ohne End' wurden mir zu teil, und das Betrürendste und Niederdrückendste ist, daß ich sagen muß: durch eigene Schuld. Ich bestand also zuerst meine kaufmännische Lehrzeit, dann aber wurde ich im Vollgeföhle meiner Kraft und im Bewußtsein meiner Kenntnisse übermütig und leichtsinnig, hatte nirgends mehr Rast noch Ruhe, wollte immer höher hinaus, bis ich zuletzt als stellenloser Kaufmann auf der Landstraße lag; von da aber kommt ein Kaufmann nicht so leicht mehr ins rechte Gleise. Auf den »Knops«, das heißt Pfennig um Pfennig, bettelte ich zwar nicht, wie Schneider- und Schustergesellen das tun. Ich bestürmte die Geschäftshäuser mit Bittschriften, die

jeweils ein paar Mark eintrugen, aber gebettelt war es eben doch, und da ich mich diesem Leben nicht mehr entwinden konnte, die Freude daran aber jeden Tag geringer wurde, ließ ich mich zur Fremdenlegion nach Algier anwerben. Drüben aber in Algier sollte ich dann den Kelch der Trübsal bis zur Reize leeren und das Elend in allen seinen Gestalten kennen lernen. Krankheit, Hunger, Durst und Klima machten im Verein mit einer unmenschlichen Behandlung mir das Leben beinahe unerträglich, so daß ich den Schuß, der die Amputation meines Beines nötig machte, als meinen Erlöser betrachtete. Nun wurde ich doch frei, ich konnte wieder zurück nach Deutschland, und wenn auch als Krüppel, ich war doch frei, frei von den Ketten einer unerträglichen Sklaverei.

Gleich nach Heilung meines amputierten Beines wurde ich nach Frankreich übergesetzt, mit einigen Franken Reisegeld versehen, mit welchen ich den kürzesten Weg nach Deutschland einschlug. In der Heimat aber war meines Bleibens nicht. Meine Eltern waren während meiner Abwesenheit gestorben, und deren Gläubiger hatten mit zwei Dritteln ihres Guthabens sich begnügen müssen, so daß für mich auch nicht ein einziger Pfennig übrig war. Und so begab ich mich wieder auf die Wandererschaft und bettelte mich so durch, bis mich heute mein Schicksal zu dir führte.“

„Und bei mir bleibst du jetzt bis auf weiteres. Ich werde für Kleider und Wäsche sorgen und beim Brauereidirektor, der mir sehr gewogen ist, deinet halben vorstellig werden. Ich zweifle nicht, daß er dir auf meine Bitte hin auf seinem Bureau Beschäftigung geben wird, und da es dir an Fähigkeiten nicht mangelt, erübrigt nur noch, daß du auch fleißig und brav bist, um dich wieder ins rechte Gleise zu bringen. Also getrost, lieber Fritz,“ schloß Schorsch, warm des Freundes Hand drückend.

Und wie er gehofft, so geschah es auch. Der Brauereidirektor, ein humaner Herr, ließ sich zur Anstellung des armen Menschen bereit finden, und dieser, durch das Unglück gewitzigt, hielt sich brav, wurde wieder ein nütliches Glied der menschlichen Gesellschaft, und der Portier im Schloß und der Brauereischreiber blieben durchs ganze Leben in innigster Freundschaft verbunden. — So aber, wie hier, geht es noch gar oft in der Welt. Gar mancher, den die Natur in geistiger und körperlicher Hinsicht mit dem ganzen Füllhorn ihres Segens überschüttet hat, geht elend zu Grunde, weil er zu unstat, zu leichtsinnig und zu unzuverlässig ist, seine ihm anvertrauten Pfunde entweder vergeudet oder brach liegen läßt, während der Minderbegabte bei Treue, Fleiß und Beharrlichkeit zwar langsam, aber sicher sich ein menschenwürdiges Dasein schafft, Gott zur Ehre, sich zum Heil und andern zum Nutzen.

Talent ist nur eine unbestimmte Möglichkeit. Charakter ist Kraft, darum Sicherheit. Charakter ist mehr als Talent.

### Respektiert das Postgeheimniß!

Die Butterbäuerin hatte eine Magd, die war flink wie eine Gemse, munter und freundlich und konnte arbeiten wie ein Pferd. Sie war eine kräftige und doch schlanke Person, hatte blaue, blitzende Augen und schöne, hellblonde Haare, und alle Weiber sagten auf dem Kirchweg: „Antebüri, du heisch doch die nett'st Magd!“ und die Butterbäuerin lächelte stolz. Ja, die Butterbäuerin war mit der Theres in jeder Beziehung zufrieden. Nur daß der Muserfrit ihr überall nachstrich, ärgerte sie, und daß die Theres ihm Gehör schenkte, ärgerte sie doppelt.

„Wenn ich den Muserfrit noch einmal ums Haus rumlungern seh“, sagte sie eines Tages zur Theres, „dann kaunst das Bündel packen, so lieb ich dich sonst habe. Denn das Gelaufe ist mir zuwider. Du solltest dich schämen, daß du dem Lohi Gehör schenkst. Ein Mädchen, wie du eines bist! Ich kann dich nicht begreifen. Meinst du, es gäbe sonst keine mehr? Muß es gerade der nichtsnutzige Strid sein?“

Dieses und anderes sagte die Bäuerin, und die Theres sagte es dem „Lohi“ brühwarm wieder. „Es tut mir leid, Frit“, sagte sie, „daß die Bäuerin so gegen dich ist. Aber folgen mußt du jetzt doch, folgen mir zuliebe. Die Bäuerin ist mit mir sehr gut, und eine solche Stelle bekäme ich nicht so leicht wieder. Die Bäuerin ist aber nicht nur gut, sondern auch resolut, sie hält Wort. Wenn sie dich noch einmal bei mir trifft, so muß ich packen, da fehlt's nicht.“

„Das ist gar nicht nötig, Theres“, entgegnete der Frit. „Wir schreiben uns hie und da ein Briefle, das tut's auch für die Not, und an Sonntagen können wir uns sonstwo treffen.“

Das taten sie denn. Der Briesträger, der sonst der Theres noch nie einen Brief gebracht hatte, präsentierte ihr wöchentlich drei und nahm ebensovielen in Empfang, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Die Bäuerin war indessen schlau genug, die Ursachen dieser Korrespondenz zu merken.

Eines Tages war die Magd auf dem Feld am Kartoffelhäufeln, da brachte der Bote wieder ein Briefle für sie, das die Bäuerin in Empfang nahm. Als der Bote sich entfernt hatte, beschaute sie es von allen Seiten, sie wog es in der Hand, und die Neugier feierte ihren Triumph: die Bäuerin konnte dem Drang derselben nicht länger widerstehen, sie öffnete das Couvert, entfaltete den Brief und las: „Liebe Theres! Am Sonntag ist Tanz beim Häuslewirt. Lade Dich daher freundlich ein, nach der Besper dahin zu kommen. Dann können wir wieder ein paar Stunden fröhlich beisammen sein, trotz dem Widerwillen, den Deine Bäuerin gegen mich hat. Damit wir länger beisammen bleiben können, lade ich Dich am Samstag in: Namen Deiner Mutter zu einer Wallfahrt nach St. Dittilien ein und zwar ebenfalls schriftlich. Dieses Briefle zeigt Du dann der Bäuerin. Einen Gang zu Deiner Mutter und auf die Wallfahrt kann sie Dir nicht verjagen. Solche alte Resten, die einem das bißchen Liebe vergönnen, muß

man verkohlen, es ist keine Sünde. Dein Dich ewig liebender Frit!“

„Soo, soo, Fritli“, sagte die Bäuerin lächelnd, „du bist ja sappermentlich schlau. Es ist nur schade, daß dir die Butterbäuerin einen Strich durch die Rechnung macht. Den Brief bekommt dein Theresle



Die Bäuerin konnte dem Drang nicht länger widerstehen, sie öffnete das Couvert.

nicht, der kommt ins Feuer“, und sie warf ihn sofort hinein. Das gleiche Schicksal wurde dem Brief zu teil, den Frit am Samstag im „Namen von Theresens Mutter“ schrieb und schickte. Auch er wanderte in die Glut des Herdes.

„Warum bist du am letzten Sonntag nicht zum Häuslewirt gekommen?“ fragte der Frit die Theres beim nächsten Begegnen. „Ich habe dich doch eingeladen und bestimmt erwartet!“

„Du mich eingeladen?“ sagte diese verwundert. „Ich weiß nichts davon. Ich habe ja keine Silbe von dir gehört und keine gelesen.“

„Was, du hast meine beiden Briefe nicht bekommen? Da soll doch ein Gewitter dreinschlagen! Wart, bis ich zum Boten komme, ich will ihn fragen, wo die Briefe geblieben sind!“

Er gab ihr stüchtig einen Kuß, eilte sofort zum Postboten und verlangte Aufschluß über den Verbleib der beiden Briefe.

„Die habe ich, weil die Theres auf dem Felde war, der Bäuerin übergeben“, sagte dieser.

Der Frit fluchte und wettete. Am nächsten Sonntag aber ging er zur Butterbäuerin und stellte sie zur Rede.

„Deine Briefe, du Lohi“, sagte die Bäuerin, „habe ich ins Feuer geworfen. Glaubst du, ich helfe noch zur Lieberlichkeit. Jawohl!“

„Und ich zeige Euch an, Butterbäuerin“, entgegnete wütend der Frit, „glaubt Ihr, ich dulde es, wenn

Ihr meine Briefe unterschlagt und verbrennt? Ja-wohl!"

"Geh nur, wohin du willst. Die Herren werden dir schon den Kopf waschen, wenn ich ihnen sage, was darin gestanden hat, du Schlingel, du Liederlicher!" Sie meinte, sie sei im heiligsten Recht.

Etwas unsicherer wurde sie indessen doch, als sie eines Tages von seiten des Amtsgerichtes eine Vorladung bekam. "Aber," sagte sie, "bang wird mir nicht. Wenn die Herren erfahren, was der Fritz geschrieben, werden sie mir recht geben, sie werden es gutheißen, daß ich die Briefe verbrannt habe." Sie wurde indessen eines anderen befehrt.

"Frau Rieger," so hieß die Butterbäuerin, "Frau Rieger, Sie sind angeklagt, Ihrer Magd zwei Briefe unterschlagen und verbrannt zu haben. Gestehen Sie es zu?"

"Ja freilich gestehe ich's zu," entgegnete diese, "es ist lauter Lumpenzug drin gestanden," und sie schickte sich an, den Inhalt der Briefe bekannt zu geben.

"Das interessiert uns gar nicht," sagte der Amtsrichter. "Es handelt sich bloß um das Unterschlagen, Dessnen und Verbrennen der Briefe. Wußten Sie nicht, daß solche Handlungen mit großer Strafe bedroht sind?"

"Aber, Herr Amtsrichter, Sie können doch nicht verlangen, daß ich zu der Liederlichkeit helfen soll.



Nein und dreitausendmal nein," schrieb die resolute Bäuerin außer sich vor Wut.

Ich werde doch noch ein Recht haben über meine eigene Magd."

"Nein, in dieser Beziehung haben Sie ganz und gar kein Recht. Das Unterschlagen und Dessnen der

Briefe ist verboten. Ob sie nun an den Bürgermeister oder an die Magd gerichtet sind, das bleibt sich gleich. Sie dürfen keinen Brief öffnen, wenn er nicht an Sie adressiert ist. Das wird und muß strenge bestraft werden, wenn nicht Handel und Verkehr gestört und das Vertrauen zur Post erschüttert werden soll. Da sie aber die einschlägigen Strafgesetze nicht kannten und nicht im vollen Bewußtsein des Unrechtes, das Sie begingen, waren, wollen wir von einer Gefängnisstrafe absehen. Dagegen haben Sie fünfzig Mark Strafe zu bezahlen und die Kosten des Verfahrens zu tragen. Nehmen Sie dieses an?"

"Was," schrieb die Butterbäuerin, als ob sie von einer Tarantel gestochen wäre, "was, fünfzig Mark soll ich bezahlen wegen dem Fritz, dem Lohi, dem elenden? Herr Amtsrichter, das kann Ihr Ernst nicht sein, oder Sie helfen zur Liederlichkeit."

"Frau," sagte der Amtsrichter ruhig und mit Würde, "halten Sie Ihre Zunge besser im Zaum, sonst sehe ich mich veranlaßt, Sie wegen Amtsbeverlebung in Anklage zu bringen. Sie haben sich eines Vergehens schuldig gemacht, werden dafür bestraft, und es steht Ihnen nicht zu, hier zu schimpfen, weder gegen uns noch gegen den Kläger. Sie haben ruhig die Strafe anzunehmen oder, wenn Sie das nicht wollen, den Rekurs bei höheren Instanzen einzureichen. Ich frage Sie daher nochmals: Wollen Sie die Strafe annehmen?"

"Nein und dreitausendmal nein," schrieb die resolute Bäuerin außer sich vor Wut. "Das nehme ich nicht an, wegen dem Lohi lege ich nicht so viel Geld aus. Der würde lachen. Sie, Herr Amtsrichter, sind gottlob nicht der Oberste. Es gibt noch andere Herren, und ich bezahle einfach nichts und wenn ich bis zum Großherzog muß."

"Gut. Sie sind entlassen. Das Weitere wird sich finden!" sagte der Amtsrichter.

Die Butterbäuerin suchte einen Anwalt auf und erzählte ihm lang und breit ihre Geschichte und bat um seinen Beistand. Dieser sorgte dafür, daß der Appellationsseifer seiner Klientin nicht nachließ. Sie und der Anwalt fochten durch alle Instanzen, aber vergebens, und die Butterbäuerin mußte ein Paar schöne Ochsen verkaufen, um die vielen Gerichts- und Anwaltskosten zu bezahlen.

Die Theres, die natürlich nicht mehr bei der erbosten Bäuerin bleiben konnte, hat bald darauf ihren Muserfriz geheiratet, und sie leben sehr glücklich miteinander, so daß die Butterbäuerin selbst schon gesagt hat: "Ich hätte nie geglaubt, daß der Fritz sich noch so vorteilhaft häuten würde, sonst hätte ich seinen Bewerbungen um die Theres nicht widersteht. Aber sei jetzt das, wie es wolle, fremde Briefe öffne ich keine mehr; denn das kommt einem doch etwas zu teuer. Und wenn ich das Unglück habe, wieder in irgend einer Angelegenheit vor Gericht zu kommen, werde ich mich mit dem Urteil der ersten Instanz zufrieden geben."

Der Mann  
weiter der  
er Meinen  
aus und stellt  
Der bei  
manche sein  
eine lieben  
Schätze in der  
bevorint und  
sollte beer  
war ein  
in welchem  
leben schon b  
abzußen k  
Die Wurzeln gi  
wird gestriegelt  
Der Schil  
mit drei  
Haus in di  
diesem unglück  
Mannemer, ein  
behalten. Und  
nicht vergesse  
in einem welt  
alle Tage  
unter meine  
daß er nu  
gibt's nicht au  
Was kann sich  
werden. Der Ritt  
aus Tages in s  
Natur  
nicht, denn er ho  
gehalt. Wohl  
kam er hatte keine  
hab' ich dich  
hast dir gratuliere  
des münigen der  
Wurzeln, jungen  
was raus.  
Der Wannem  
denn Herrn zu hie  
nicht Kommissherr  
wider zu, dann i  
die Wurzeln von  
man's bei einem  
zu stark? E  
hat, nur zu, wenn  
hatte. Nist.  
Der Wannemer nah  
und würde der  
Wurzeln vor  
hatte er sich ni  
beim schen des  
ag. Er schaute sich  
nach einem Ecker  
ich er ein Lineal  
Wurzeln der Herr  
hat in das?"

## Des Mannemers Kache.

Unser Rittmeister der hieß Spinnereffesser. Eigentlich aber hätte er Menschenfresser heißen sollen. Denn er sah so aus und stellte sich auch darnach an. Du meine Güte! Wer bei dem Bursche wurde, der setzte sich hin, machte sein Testament, schrieb Abschiedsbriefe an seine lieben Eltern, an den Schatz daheim und die Schätze in der Garnison und wurde von der Eskadron beweint und betrauert, als wenn er am selben Mittag sollte beerdigt werden. Denn im Hause des Rittmeisters war ein Privatgefesse für Burschen eingerichtet, in welchem man gratis alle Sünden, die man im Leben schon begangen hatte oder noch begangen würde, abbüßen konnte bis zum vollkommenen Ablass. Die Burschen gingen an den Wänden hinauf, so wurden sie gestriegelt, und zwar von allen, was Peine hatte. Der Schlusseffekt war stets der, daß der Bursche mit drei Tagen Mittelarrest aus des Rittmeisters Haus in die Kaserne zurückflog.

Unter diesen unglückseligen Subjekten hatte sich auch ein Mannemer, ein geriebenes Stück Menschenfleisch, befunden. Und der konnte den Rittmeister seitens nicht vergessen. Als er schon jahrelang Masseur in einem weltberühmten königlichen Bade war, dachte er alle Tage: Wenn ich nur einmal den Rittmeister unter meine Hände bekäme! Den wollte ich massieren, daß er nach Augustin schreit.

Was gibt's nicht auf der Welt? Die Welt ist klein. Man kann sich nicht ausweichen, man prallt aufeinander. Der Rittmeister, jetzt Major a. D., betritt eines Tages in schönen blauen Badehosen das Massagelabineett. Natürlich erkannte er seinen Mannemer nicht, denn er hatte seitdem ein paar Dutzend Burschen gehabt. Wohl aber erkannte der Mannemer ihn, denn er hatte keinen Rittmeister mehr genossen, gottlob. „Hab' ich dich endlich, Menschenfresser? Na, du kannst dir gratulieren,“ dachte der Mannemer.

„Was wünschen der Herr?“  
„Massieren, ganzen Leib, aber feste, was Zeug hält. Nicht muß raus.“

Gut. Der Mannemer begann zuerst fein gelinde den alten Herrn zubürsten und zu streichen wie ein königliches Kommisspferd. Dann griff er beim Streichen schon fester zu, dann immer fester, als ob er dem Opfer die Muskeln von den Knochen schälen wollte, wie man's bei einem gebratenen jungen Gockel tut.

„Ist's zu stark? Tut's weh?“  
„Na, nur zu, wenn's sein muß. Raus mit der verfluchten Nacht.“

Der Mannemer nahm nun alle Kraft zusammen, knetete und zwickte den Major erbarmungslos; der Major stöhnte vor Schmerzen. Er hätte brüllen mögen, hätte er sich nicht vor dem Masseur geschämt. Aber diesem schien des grausamen Spiels noch nicht genug. Er schaute sich verstoßen in der Folterkammer um nach einem Stecken oder so was. Hinten in der Ecke sah er ein Lineal aus Eichenholz stehn.

„Wünscht der Herr auch die Klopfmassage?“  
„Was ist das?“

„Man nennt's auch Linealmassage.“

„Tut das weh?“

„Viele Personen scheuen das bißchen Schmerz.“

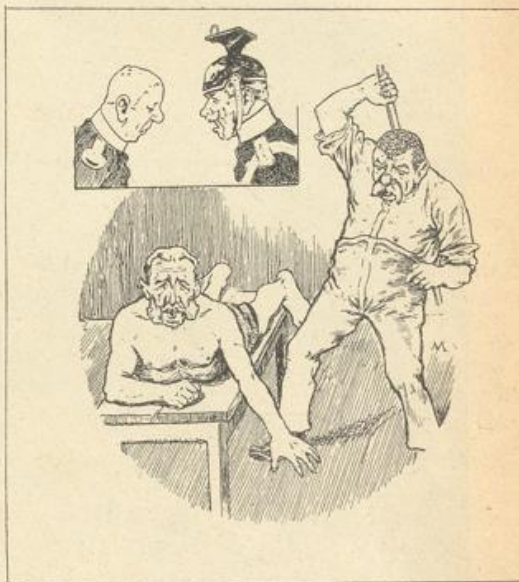
„Man zu. Bin doch kein olles Weib. ran an die Kandare!“

Der Major mußte sich nun auf den Bauch legen. Gespannt erwartete er die Dinge, die da kommen sollten. Der Mannemer aber nahm das eichene Lineal aus der Ecke und klatschte dem Opfer einige vorsichtige Schläge auf den bloßen Ablativ.

„Tut das weh? Hält der Herr es aus?“

„Donnerwetter, Kerl, hab' Ihm schon gesagt, daß ich kein altes Weib bin. Was ein Mensch unterm Mond aushält, das bring' ich auch fertig. Fahr Er los und halt Er das Maul!“

Gut. Der Bursche fuhr los und prügelte den Major gottsjämmerlich durch, nach allen Regeln der



Der Bursche fuhr los und prügelte den Major gottsjämmerlich durch.

Kunst, daß dieser blutrünstig wurde wie ein geklopptes Beefsteak. Kaum konnte er noch die Knochen rühren.

„Na, Mensch, wenn das nichts hilft, dann ist Jerusalem verloren. Donnerwetter, ich glaube, die Nacht ist weg. Spüre nichts mehr davon.“

Das glaub' ich, dachte der Mannemer, daß du vor lauter Prügeln keine Nacht spürst.

Als der Major wegging, gab er dem Masseur eine Mark Trinkgeld und dito, so oft er wiederkam. Mindestens dreimal in der Woche schlug der Mannemer seinen Rittmeister windelweich.

Wenn der geneigte Leser in Mannheim etwas bekannt ist, so wird er schon erraten haben, daß die Linealmassage in keiner Instruktion der Welt zu lesen, sondern eine geniale Erfindung des Mannemers ist.